

4. Ordnen und Bewahren um 1800

4.1 Bibliotheken einrichten mit Martin Schrettinger

Der bayrische Mönch Martin Schrettinger (1772-1851) entsagte 1802 dem Klosterleben, um sich in der Münchener Hofbibliothek seiner Leidenschaft zu widmen – dem Ordnen von Büchern.¹ Und damit hatte er alle Hände voll zu tun, denn in den Jahren 1803 und 1804 wuchs die Sammlung der Hofbibliothek um über hunderttausend Bände an. Ein Zustrom, der in den folgenden Jahren nicht abnahm, die Kapazitäten der Bibliothek sprengte und zu chaotischen Zuständen führte.²

Schrettinger machte es sich zur Aufgabe, diese Masse an Büchern durchsuchbar zu machen. Inspiriert von der Wissenschaftstheorie Immanuel Kants entwarf er präzise Vorschriften zur Bibliothekseinrichtung und prägte auf diese Weise 1808 den Begriff der ‚Bibliothekswissenschaft‘.³ Als wichtige Innovation gilt seine Maxime, verschiedene Kataloge anzufertigen, über welche die Lesenden ihre literarischen Bedürfnisse befriedigen können. Schrettinger verwandelte seine Institution in eine Suchmaschine. Bibliothekar_innen sollten nicht länger als menschliche Kataloge Anfragen beantworten, sondern die Bibliothek so einrichten, dass sich alle Interessierten eigenständig in ihr zurechtfinden konnten.⁴

1 Zu Schrettingers Leben vgl. Uhlmann, Sandro (2003): Martin Schrettinger – Wegbereiter der modernen Bibliothekswissenschaft. In: Schrettinger (2003), S. 3-37, insb. S. 3-8.

2 Vgl. ebd., S. 7.

3 Vgl. ebd., S. 3-4. Schrettingers Definition der Bibliothekswissenschaft findet sich in ihrer ersten Fassung in Schrettinger, Martin (1829a): *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars in wissenschaftlicher Form abgefasst. Erster Band. I. – III. Heft.* München: Jos. Lindauer'sche Buchhandlung, I. Heft, S. 16-17 (die Erstausgabe des I. Hefts erschien 1808). Vgl. zudem Kant, Immanuel (1800): *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*. Dritte Auflage. Leipzig: Johann Friedrich Hartknoch, S. IV: »Eine jede Lehre, wenn sie ein System, d. i. ein nach Prinzipien geordnetes Ganze[s] der Erkenntniß seyn soll, heißt Wissenschaft«. Vgl. auch Jochum (1991), S. 25: »Schrettingers Frage lautet daher nicht, wie Bibliotheken bisher verwaltet, aufgebaut und gepflegt wurden und wie dies in Zukunft zu geschehen habe, seine Frage lautet vielmehr: Wie ist Bibliothekswissenschaft möglich?«

4 Vgl. Uhlmann (2003), S. 35-37, vgl. zudem Jochum (1991), S. 34-35.

In einer Würdigung anlässlich eines Neudrucks von Schrettingers *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft* schreibt der Herausgeber Sandro Uhlmann, dass dessen Leben von Jugend an »vom Gedankengut der Aufklärung und des Liberalismus« geprägt gewesen sei.⁵ Fast fünf Jahrzehnte lang habe Schrettinger mit seinen Idealen die Entwicklung der Hofbibliothek geprägt. Besonders hervorzuheben seien seine »Katalogisierungsarbeiten und der von ihm begründete und noch heute in Fragen nach Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts gern genutzte Realkatalog«.⁶ Schrettinger habe die »Zusammengehörigkeit von Katalog und systematischer Aufstellung« durchbrochen und der »Bibliothekswissenschaft bereits den Weg ins 20. Jahrhundert« gewiesen.⁷

Diese Innovationen veranlassen den Germanisten Jeffrey Garrett zu der Annahme, dass die epistemologischen Bedingungen digitaler Suchmaschinen bei Martin Schrettinger in der Münchener Hofbibliothek zu finden seien.⁸ Im Anschluss an diese Vermutung werden in der folgenden Untersuchung jedoch nicht nur Schrettingers Errungenschaften, sondern vor allem die Konflikte herausgearbeitet, die er mit seiner Einrichtungsmethode provozierte. Denn gerade diese haben, so die These des Kapitels, als zentrale Probleme des Suchens und Findens auch heute noch Relevanz.

Schrettinger schickte seiner Methode die Annahme voraus, dass eine Bibliothek »das schnelle Auffinden« der Bücher zur »Befriedigung eines jeden literarischen Bedürfnisses« befördern müsse. Diesen Zweck erklärte er zum »obersten Grundsatz der Bibliothek-Wissenschaft«.⁹ Ein Konzept, das in seiner Kompromisslosigkeit beachtlich und gerade deswegen im frühen 19. Jahrhundert umstritten war.¹⁰ Es erwachte nicht nur Zuspruch, sondern erzeugte vor allem intensive Debatten.

5 Uhlmann (2003), S. 35.

6 Ebd., S. 36.

7 Ebd., S. 37. Trotz seiner Leistung wurde Schrettinger allerdings nie zum Leiter der Hofbibliothek.

8 Vgl. Garrett (1999), S. 120.

9 Schrettinger (1829a), I. Heft, S. 17 (erstmals 1808). Ähnliche Formulierungen finden sich auch später noch in Schrettingers *Handbuch*, vgl. Schrettinger (2003/1834), S. 2. Zur Zitierweise: Alle Hervorhebungen aus historischen Zitaten werden hier *kursiv* gesetzt, auch wenn im Original z.T. andere Arten der Hervorhebung – in Schrettingers *Handbuch* z.B. Sperrungen, d.h. Abstände zwischen den Buchstaben – verwendet wurden. In vielen Zitaten aus den historischen Texten finden sich zudem veraltete Schreibweisen. Ich habe, um den Textfluss nicht zu stören, in diesem Buch bewusst darauf verzichtet, diese gesondert (z.B. mit einem [sic!]) zu markieren.

10 Vgl. insb. Garrett (1999), S. 116.

Insbesondere der Streit zwischen Schrettinger und dem Bibliothekar Friedrich Ebert (1791-1834) aus Dresden gilt als symptomatisch.¹¹ In seiner 1820 erschienenen Monografie *Die Bildung des Bibliothekars* warf Ebert der Einrichtungsmethode von Schrettinger eine »grobe Mechanik« sowie eine »überfeine Theorie« vor.¹² Beides führte er maßgeblich auf die Entscheidung zurück, das schnelle Auffinden an die Spitze der Bibliothekswissenschaft zu stellen.¹³ Sein Einwand richtete sich gegen eine »Suchmaschine«, die alles dem Zweck unterwirft, Angebot und Nachfrage reibungslos zusammenzuführen.

In dieser Kritik insistiert die Sorge vor einer zunehmenden Technisierung der Wissensorganisation. Während Schrettinger den Zugriff auf das bibliothekarische Wissen optimieren wollte, befürchtete Ebert, dass eben dieser Eingriff zu irreversiblen Verlusten führen könnte. Denn damit individuelle literarische Bedürfnisse bearbeitet werden konnten, mussten Ordnungen zerlegt und Techniken des Suchens und Findens neu programmiert werden.¹⁴ Es handelte sich nicht um einen Akt des Bewahrens, sondern um die Zerstörung der überlieferten Wissensorganisation. Was auf dem Spiel stand, war nicht weniger als die Frage, *wie* gesucht wurde und *was* dabei gefunden werden konnte.

In der folgenden Analyse wird angenommen, dass in der Auseinandersetzung zwischen Schrettinger und Ebert zentrale Probleme insistieren, die sich auch in zeitgenössischen Debatten rund um die Suche im weltweiten Netz beobachten lassen. Um diese freizulegen, werden zunächst die Texte von Martin Schrettinger einer neuen Lektüre unterzogen. Trotz seiner Leistung ist dieser bis heute wissenschaftlich wenig gewürdigt worden. In der Medienwissenschaft findet er z.B. kaum Erwähnung.¹⁵ Eine neue Lektüre seiner »Einrichtungsmethode« ist daher äußerst gewinnbringend.

¹¹ Vgl. Uhlmann (2003), S. 18-26. Vgl. weiterführend Jochum (1991), S. 11-36. Vgl. zudem Eberts anonyme Kritik: Ebert, Friedrich Adolf/Anonym (1821): Bibliothekswissenschaft. In: *Jenische Allgemeine Literatur Zeitung, April 1821, Nummer 70-71*, Spalte 73-85.

¹² Ebert (1820), S. 18.

¹³ Vgl. ebd., S. 8.

¹⁴ Vgl. auch die vier basalen Suchmaschinen-Operationen nach Gugerli (2009), S. 15-16.

¹⁵ Die zentrale Sekundärliteratur bilden im Folgenden die drei bereits genannten Texte von Jochum (1991), Garrett (1999) und Uhlmann (2003). Eine Übersicht einschlägiger Literatur zum Werk Schrettingers findet sich in Uhlmann (2003), S. 44-48. Eine aktuellere Auseinandersetzung findet sich z.B. in Kaltwasser, Franz Georg (2006): *Bayrische Staatsbibliothek. Wechselndes Rollenverständnis im Lauf der Jahrhunderte*. Wiesbaden: Harrassowitz, insb. S. 39 sowie S. 51-53. Im medienwissenschaftlichen Kontext werden Ebert und Schrettinger verhandelt in Krajewski (2002), S. 40 sowie Ebert ausführlicher in Krajewski, Markus (2009): Zwischen Häusern und Büchern. Die Domestiken der Bibliotheken. In: Felfe, Robert/Wagner, Kirsten (Hg.): *Museum, Bibliothek, Stadtraum. Räumliche Wissensordnungen 1600-1900*. Münster: LIT, S. 141-152. Diese Überlegungen finden sich zudem in Krajewski (2010), S. 187-207. Eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Bibliothekswissenschaft liefert Bornhöft, Margrit

Im Anschluss an eine kurze historische und theoretische Einführung werden die Überlegungen aus Schrettingers Lebenswerk, seinem *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft* (1834), in eine größere Problemgeschichte der Wissensorganisation integriert. Als Gegenfolie wird im Anschluss daran *Die Bildung des Bibliothekars* (1820) von Friedrich Ebert analysiert. Im letzten Abschnitt wird dargestellt, welche der dort verhandelten Kritikpunkte auch heute noch für Diskussionen sorgen, wenn die Techniken des Suchens und Findens an eine Maschine delegiert werden.

4.2 Bibliothekarische Herausforderungen

Bereits im 16. Jahrhundert soll großer Wert darauf gelegt worden sein, dass Bibliotheken einen ordentlichen Eindruck erwecken: Die Bücher wurden der Reihe nach in ebenmäßigen Regalen längs der Wände aufgestellt, gepflegt und gerne präsentiert. Bibliotheken hatten damals jedoch vermutlich eher einen musealen und weniger einen funktionalen Charakter.¹⁶ Heute wird davon ausgegangen, dass sie kaum das Ziel beförderten, möglichst schnell ein bestimmtes Buch zu finden. Vielmehr sollten sie »dem Bedürfnis nach Repräsentation des (geistlichen) Fürsten« entsprechen.¹⁷ In diesem Kontext entstand das Ideal, mittels der Aufstellung der Bücher das gesamte Wissenssystem nachzubilden und darzustellen. Eine solche Ordnung wird von Uwe Jochum wie folgt beschrieben:

Der Kosmos des Wissens, dessen Ausdruck die systematische Aufstellung und der systematische Katalog sind, tendiert zur ›schönen Ordnung, die Symmetrie und Harmonie des Präsentierten nicht von zufälligen Besonderheiten stören lässt und dadurch das Allgemeine, den Logos, zu Geltung bringt.¹⁸

Wenn angenommen wird, dass derartige Vorstellungen die Ordnungen der europäischen Bibliotheken bis zum Ende des 18. Jahrhunderts maßgeblich prägten, wird der Umbruch ersichtlich, der durch funktionale Zielsetzungen eingeleitet wurde. Die von Martin Schrettinger zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgestellte Regel, eine schnelle Beantwortung von individuellen Suchanfragen zum obersten Grundsatz der Bibliothekswissenschaft zu erklären, steht eindeutig im Konflikt

(1999): *Bibliothekswissenschaft in Deutschland: eine Bestandsaufnahme*. Aachen: Mainz. Vgl. zu dem Jochum, Uwe (1995): *Die Idole der Bibliothekare*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

¹⁶ Vgl. Garrett (1999), S. 104-112. Zur Geschichte der Bibliothek vgl. zudem Jochum, Uwe (2017): *Kleine Bibliotheksgeschichte. 4. Auflage*. Ditzingen: Reclam. Vgl. weiterführend den Sammelband: Raabe, Paul (Hg.) (1977): *Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?* Bremen/Wolfenbüttel: Jacobi.

¹⁷ Jochum (1991), S. 71.

¹⁸ Ebd., S. 73.

zum repräsentativen Ideal.¹⁹ Während sich Schrettinger an den Bedürfnissen einer literarischen Öffentlichkeit orientierte, hatte eine repräsentativ ausgerichtete Bibliothek vornehmlich den Zweck, dem Betrachter einen imposanten Eindruck zu vermitteln. Hier sollte das Weltwissen durchsucht werden und dort, im ästhetischen Einklang mit sich selbst, seine erhabene Wirkung entfalten. Die Devise wäre in letzterem Fall daher niemals gewesen ›Wir befriedigen jedes literarische Bedürfnis‹, sondern viel eher ›Bitte nicht anfassen!‹.

Der Übergang von der einen in die andere Phase wird von Jeffrey Garrett maßgeblich in der Zeit zwischen 1775 und 1825 angesiedelt. Er diagnostiziert einen ›fundamentalen epistemischen Bruch‹, dem das europäische Bibliothekswesen unterworfen worden sei. Die Positivität des klassischen Wissens habe sich aufgelöst und sei von neuen Bedingungen abgelöst worden. Mit diesem Wandel habe eine zunehmende Funktionalität den vorherigen Raum der Repräsentation heimgesucht und dort Wissensbeziehungen entstehen lassen, die nicht mehr an eine ›natürliche Ordnung‹ glaubten.²⁰ Das Verlangen nach einer Repräsentation des Wissens trifft dabei auf die Notwendigkeit dieses zu koordinieren. Ein Konflikt, der – wie im letzten Kapitel deutlich wurde – auch um 1900 in den Überlegungen von Paul Otlet noch ausgetragen wurde und der sich folglich nicht auf einen fundamentalen Bruch reduzieren lässt. Um den von Garrett adressierten Wandel zu konkretisieren, können mit Uwe Jochum drei zentrale Herausforderungen benannt werden, denen sich Bibliotheken um 1800 zu stellen hatten: ungeahnte »Massen von Büchern«, eine geistesgeschichtliche Veränderung, »die Buch, Autor und Leser völlig neue Rollen zuschrieb« und nicht zuletzt der »Zerfall bisher gültiger Wissenschaftssysteme«.²¹ Infolgedessen seien die Bibliothekar_innen mit dem Problem konfrontiert worden, »wie sie die Unmassen von Büchern den Lesern zugänglich machen sollten«.²²

Die von Garrett und Jochum für das Bibliothekswesen angenommene Umbruchphase um 1800 korrespondiert mit einer Reihe von historischen Veränderungen. Ein großer Exkurs soll vermieden werden, jedoch ist es sinnvoll, wenigstens an einige der großen Umwälzungen zu erinnern, die sich damals auf dem europäischen Kontinent ereigneten: Im Jahre 1789 markierte die Französische Revolution den Höhepunkt der Aufklärung und wurde zum Ausgangspunkt nationaler Bestrebungen. In deren Folge erschütterte Napoleon mit einer Reihe von Feldzügen die

19 Dies ist im Wesentlichen auch die Interpretation von Garrett (1999), S. 112-118.

20 Vgl. ebd., S. 103-104. Garrett beruft sich mit diesem historischen Wandel explizit auf Foucaults Analyse der europäischen Wissenschaftsgeschichte, vgl. dazu weiterführend: Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

21 Jochum (1991), S. 8.

22 Ebd. Zum Suchen und Finden in Bibliotheken vgl. weiterführend auch Wegmann (2000), insb. S. 275-321.

bestehenden Herrschaftsverhältnisse, die 1815 im Wiener Kongress neu geordnet und restauriert wurden. Parallel dazu verzeichnete England einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung und läutete das Zeitalter der Industrialisierung ein.²³ Im Verlauf dieses Wandels wurden die absolutistischen Herrschaftsansprüche infrage gestellt, gewann die bürgerliche und gebildete Öffentlichkeit stärker an Einfluss und konnten sich neue wissenschaftliche, literarische und künstlerische Strömungen etablieren – so gilt diese Zeit in Deutschland z.B. als die Hochphase der Romantik und der Weimarer Klassik.²⁴ Nicht zuletzt gingen damit auch große geistesgeschichtliche Veränderungen einher, die vielfach umschrieben worden sind. Reinhart Koselleck versuchte z.B. mit dem Begriff der ›Sattelzeit‹ zu erfassen, wie sich um 1800 ein überzeitliches bzw. modernes historisches Denken etabliert haben soll.²⁵ Und Michel Foucault skizzierte in *Die Ordnung der Dinge*, dass seit dem 19. Jahrhundert die großen Probleme des Wandels, der Kausalität und des Subjekts an Bedeutung gewonnen hätten.²⁶

Diese historischen Zusammenhänge sollen als Wissenshorizont dienen, um davon ausgehend die Veränderungen des deutschen Bibliothekswesens zu skizzieren. Passenderweise können, da sind sich Garrett und Jochum einig, diese besonders exemplarisch in der von Martin Schrettinger geprägten Münchener Hofbibliothek nachgewiesen werden.²⁷ In Anlehnung an sein Schaffen werden daher im Folgenden einige Entwicklungen und Konflikte dieser Institution nachvollzogen.

23 Zur historischen Situation in Deutschland während dieser Zeit vgl.: Brandt, Peter (Hg.) (1999): *An der Schwelle zur Moderne. Deutschland um 1800*. Gesprächskreis Geschichte 31. Bonn: Friedrich Ebert Stiftung.

24 Zur Theorie einer erstarkenden Öffentlichkeit vgl. einführend den Klassiker: Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Ein Blick aus einer medienkulturhistorischen Perspektive zum umstrittenen Strukturwandel des Öffentlichen sowie zur Kultur- und Mediengeschichte um 1800 findet sich in Faulstich (2002), insb. S. 11-28.

25 Zur Sattelzeit vgl. Koselleck, Reinhard (1972): Einleitung. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Ders. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1: A-D*. Stuttgart: Ernst Klett, S. XIII-XXVII, insb. S. XV. Vgl. zudem: Fulda, Daniel (2016): Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs. In: Décultot, Elisabeth/Ders. (Hg.): *Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1-18: Der empirische Nutzen des Begriffs ›Sattelzeit‹ wird von Fulda stark infrage gestellt. Jedoch wird angenommen, dass Kosselecks Konzept sich als nützlich erwiesen habe, um eine sich verändernde europäische Geschichtsauffassung zu beschreiben, in deren Rahmen sich (im deutschsprachigen Raum insb. zwischen 1750 und 1850) die Vorstellung von einer großen Welt- und Menschheitsgeschichte entwickelte (vgl. ebd. insb. S. 7).

26 Vgl. Foucault (1974), S. 12-15 sowie S. 25-28. Vgl. zudem Garrett (1999), S. 119.

27 Zu dieser Einschätzung vgl. Garrett (1999), S. 104 und S. 119-120 sowie Jochum (1991), S. 9-10 und S. 24ff.

Als einfache, aber doch enorm einflussreiche Bedingung des bibliothekarischen Wandels um 1800 gilt die schiere Masse an Büchern.²⁸ So führte Schrettinger selbst retrospektiv seine theoretischen Überlegungen auf den Umstand zurück, dass zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Münchener Hofbibliothek »einen ungeheuern Zuwachs erhielt«.²⁹ Nach der Vereinigung mit der Mannheimer Hofbibliothek in den Jahren 1803 und 1804 soll die Bibliothek vor der Aufgabe gestanden haben, über hunderttausend neue Bände zu verwalten. Noch weitaus mehr Titel folgten, als in den kommenden Jahren, im Zuge der napoleonischen Säkularisation, kirchlicher Besitz verstaatlicht wurde und die Klöster und Stifte aus der Region ihre Bestände übergeben mussten. In Folge dieser Zusammenlegungen war die Hofbibliothek zu einer der größten ihrer Art in ganz Europa angewachsen und hatte mit einer ›Bücherflut‹ beispiellosen Ausmaßes zu kämpfen.³⁰ Das Verlangen nach einer übersichtlichen Ordnung wurde daher immer dringlicher. Heftige Diskussionen im Kreis der Mitarbeitenden und harsche Kritik von außen sollen die damalige bibliothekarische Arbeit begleitet haben.³¹ Währenddessen waren aufeinanderfolgend drei Vorsteher versucht, jeweils verschiedene Methoden zur Anwendung zu bringen, wobei nur die letzte, für die Schrettinger warb, in seinen Worten »ausführbar und zweckmäßig« gewesen sei.³² Diese Erfahrungen veranlassten ihn zwischen 1808 und 1810 dazu, die ersten drei Teile seines *Versuchs eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft* zu publizieren.³³

28 Vgl. Garrett (1999), S. 119.

29 Schrettinger, Martin (1829b): *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars in wissenschaftlicher Form abgefasst. Zweiter Band.* München: Jos. Lindauer'sche Buchhandlung, S. 5 (im Rahmen der von Schrettinger hier erneut abgedruckter *Antikritik* (1821) gegen Ebert).

30 Vgl. Garrett (1999), S. 112-114. Die Münchener Hofbibliothek könnte sogar hinter der französischen Nationalbibliothek in Paris die zweitgrößte Europas gewesen sein. Vgl. auch Uhlmann (2003), S. 7.

31 Garrett fasst die Geschichte des Scheiterns der Münchener Hofbibliothek zu Beginn des 19. Jahrhunderts, inkl. des Gespöotts der Öffentlichkeit, pointiert zusammen. Vgl. Garrett (1999), S. 113-114.

32 Schrettinger (1829b), S. 5.

33 Schrettingers erste drei *Versuche* sind 1829 noch einmal gesammelt erschienen (Schrettinger (1829a)). Eine knappe Zusammenfassung der Hefte findet sich in Uhlmann (2003), S. 8-12. Die ersten beiden Hefte überschneiden sich in ihrem Inhalt stark mit den ersten beiden Teilen von Schrettingers *Handbuch* (1834). In seinem dritten, ursprünglich im Jahre 1810 publizierten Heft, war Schrettinger angetan von der sog. Göttinger Methode, die als systematische Aufstellung jedoch seinen bisherigen Vorstellungen zuwiderlief und von der er sich später wieder abgrenzte. Bereits in seinem ersten Heft definierte Schrettinger den Zweck einer Bibliothek über das schnelle Auffinden und schuf damit die Grundlage seiner Einrichtungsmethode (vgl. Schrettinger (1829a), Heft I, S. 11-20).

Als weitere Bedingung des bibliothekarischen Wandels um 1800 gilt die zunehmende Kritik an einer systematischen Wissenseinteilung. Das damit verbundene Ideal, über Aufstellungen die Systeme des Wissens zu repräsentieren, wurde angesichts des Umfangs und der thematischen Vielfältigkeit der Bücher immer aussichtsloser.³⁴ Schrettinger erteilte dem Verlangen, an einer systematischen Aufstellung festzuhalten, eine klare Absage. In seinem *Handbuch* markierte er diesen Standpunkt, indem er erklärte, dass die »einzige Klippe, woran alle bisherigen Bibliothek-Einrichtungen mehr oder weniger scheiterten und nothwendig scheitern mußten«, das Vorurteil gewesen sei, »daß eine Bibliothek am zweckmäßigen eingerichtet sey, wenn die sämmtlichen Bücher *bis in die feinsten Unterabtheilungen rein systematisch aufgestellt* wären«.³⁵ Denn diese Idee sei ein »unzureichendes, ja ganz zweckwidriges« und zudem »äußerst mühesames Mittel« zur Erreichung der vorgeschlagenen Ziele.³⁶ Fast spöttisch fügte Schrettinger später hinzu:

Wer eine Bibliothek zu literarischen Arbeiten benützen will, dem liegt gar nichts daran, zu wissen, in welches *Genus*, in welche *Species* und in welche *Unter-Unter-Abtheilung* dieser *Species*, nach irgend einem Systeme, dieses oder jenes Werk gehöre; sondern welche Werke überhaupt in der Bibliothek vorhanden seyen, die er zu seinem Zwecke benützen könne.³⁷

Jeffrey Garrett nennt vier Unterscheidungen, mit denen Schrettinger sich von einer repräsentativen Logik abgrenzt habe: (1.) die Unterscheidung zwischen einer sichtbaren und einer funktionalen Ordnung, (2.) zwischen bibliografischen Informationen und dem Buch als Objekt, (3.) zwischen den Bibliothekar_innen und dem von ihnen gespeicherten Wissen, und nicht zuletzt (4.) die Unterscheidung zwischen Katalogen, die einer systematischen Ordnung folgen und solchen, die den Zweck haben, über Schlagworte oder Sachkategorien die Suche nach Inhalten zu erleichtern.³⁸

Entscheidend für den damaligen Wandel der Bibliotheken war zudem das wachsende Interesse einer literarischen Öffentlichkeit. Als Schrettinger im Jahr 1819 ganz allein damit begann, seinen modernen Realkatalog anzufertigen – eine Herausforderung, die ein einziges Leben überdauern sollte – war dies vor allem seinem Wunsch geschuldet, die Bibliothek der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.³⁹ So setzte er sich bei seinen Bemühungen für den Ausbau und die Pflege

34 Vgl. Garrett (1999), S. 104-112 und S. 116-118 sowie Jochum (1991), S. 71-76.

35 Schrettinger (2003/1834), S. 18.

36 Ebd., S. 6.

37 Ebd., S. 86-87.

38 Vgl. Garrett (1999), S. 117-118.

39 In über dreißig Jahren soll Schrettinger rund ein Viertel des damaligen Bestandes bearbeitet und 84.000 Bände auf 22.000 Bögen unter verschiedenen Begriffen im Katalog erfasst haben. Vgl. Uhlmann (2003), S. 27-28. Zur liberalen Nutzung der Kataloge vgl. ebd., S. 35-37.

›permanenter‹ und ›öffentlicher‹ Bibliotheken ein.⁴⁰ Er plädierte dafür, diese so zu bauen, einzurichten und zu verwalten, dass »*jeder Fremde [...] frei durch alle Säle herumwandeln*« kann und dabei stets jemanden findet, »*der seine Fragen*« beantwortet und »*seine etwaigen literarischen Bedürfnisse*« befriedigt.⁴¹

Im deutschen Bibliothekswesen zu Beginn des 19. Jahrhunderts standen allerdings nicht nur Fragen nach einem Umgang mit den Büchermassen, ihrer Anordnung und einer daran interessierten Öffentlichkeit im Raum, sondern auch Fragen, die das Berufsbild der Bibliothekar_innen betrafen. Denn diese gerieten nicht nur in ihrer eigenen, sich verändernden Institution, sondern auch auf staatlicher Ebene in Bedrängnis. So führt Uwe Jochum die zunehmende Selbstbeschäftigung mit der eigenen Tätigkeit auf verschiedene damalige Verwaltungsreformen zurück, die darauf abzielten, Bibliothekar_innen als Staatsdienende systematisch auszubilden.⁴² Da der moderne Staat nur noch dem geprüften Subjekt Zugang zu spezifischen Aufgaben erteilte, hätte sich die Bibliothekswissenschaft genötigt gesehen, sich den »Zugang zur staatlichen Sphäre zu sichern, indem sie den Kanon ihres Wissens in Lexika niederschreibt [...] oder indem sie gleich ein Lehrbuch verfasst«.⁴³

Sowohl Eberts *Die Bildung des Bibliothekars* als auch Schrettingers *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs* sowie sein *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft*, das auch als *Leitfaden zu Vorlesungen* angelegt war, müssen vor dem Hintergrund eines komplexen Bildungs- und Verwaltungsapparats gelesen werden, der sich zunehmend die Hoheit zuschrieb, Bibliotheksangestellte ins Amt zu berufen.⁴⁴ So seien die deutschen Bibliothekar_innen im Laufe des 19. Jahrhunderts Teil des Beamtentums geworden und damit »zum Prototyp einer exakt arbeitenden Verwaltungsmaschine, die In- und Output (in Form von Schriften) nach einem Programm steuert, das auf den Namen ›Staat‹ hört«.⁴⁵

Der skizzierte Wandel und die wegweisenden Ideen von Martin Schrettinger könnten dazu verleiten, sich eine stringente Entwicklung des deutschen Bibliothekswesens im 19. Jahrhundert vorzustellen. Uwe Jochum skizziert jedoch in seiner Monografie über *Bibliotheken und Bibliothekare 1800-1900* einen recht mühsamen Entwicklungsprozess, in dem die Bibliotheken ihren Platz zwischen einer repräsentativen, staatlichen Institution und einer benutzerfreundlichen, öffentlichen Einrichtung erst noch finden mussten. Er stellt kritisch fest, dass entgegen einer gerne erzählten »Erfolgsgeschichte der allmählichen Öffnung der Bibliotheken für

40 Vgl. Schrettinger (2003/1834), S. 140.

41 Ebd., S. 144.

42 Vgl. Jochum (1991), S. 61-70.

43 Ebd., S. 65.

44 Vgl. ebd.

45 Ebd., S. 70. Vgl. auch Jochum (1995), S. 21-29.

immer weitere Kreise der Bevölkerung« sich – insbesondere im Hinblick auf die wissenschaftlichen Bibliotheken – gegenteilige Tendenzen verfolgen ließen, die auf eine Abschottung verweisen.⁴⁶ Und auch das »von den Universitätsbibliotheken ausgeschlossene Volk«, das im 19. Jahrhundert notgedrungen damit begonnen habe, »seine eigenen Büchereien aufzubauen«, habe andere Bevölkerungsteile – insbesondere Frauen – noch einmal ausgeschlossen.⁴⁷ Jochum hebt zudem die disziplinierenden Funktionen der modernen Bildungseinrichtungen hervor. Entgegen der »Geschichte von der allmählichen Volksbildung«, sei »in Wahrheit eine ganz andere Geschichte zu erzählen«, und zwar: »die Geschichte von der Erfindung von Schule und Bibliothek zum Zwecke der durch entsprechende Erziehung garantierten pädagogischen Domestizierung«.⁴⁸ Auch im Hinblick auf eine zunehmende funktionale Ordnung und Katalogisierung verweist Jochum auf gegenläufige Tendenzen. Selbst am Ende des 19. Jahrhunderts sei die Bibliothek noch gerne als ein harmonischer Ort wahrgenommen worden. Die Regalbretter hätten sich »alle auf gleicher Höhe« befunden, die Buchformate seien »durch entsprechende Einbände einander angeglichen« und »unliebsame Störungen« seien vermieden worden.⁴⁹ Jochum vertritt daher die These, dass deutsche Bibliotheken trotz des historischen Wandels auch im 19. Jahrhundert noch häufig im Sinne einer Repräsentation und weniger im Sinne einer öffentlichen Nutzung betrachtet wurden. Sie wären mehr »Büchertempel als Informationssammlung gewesen.⁵⁰ So habe selbst eine moderne »Gebrauchsbibliothek mit ihrer funktionalen Dreiteilung in Magazin, Lesesaal und Buchbearbeitung« am Ende des 19. Jahrhunderts immer noch unter »dem Eindruck des Ganz Anderen« gestanden.⁵¹ Bei diesem ›Anderen‹ habe es sich jedoch nicht mehr um einen Gott oder einen souveränen Fürsten gehandelt, sondern um den modernen Nationalstaat: Hinter »dem Geist und seiner Harmonie lauert [...] der Staat, der sich in Bibliotheken und Museen selber feiert«.⁵²

Inwiefern sich diese tendenzielle Rückständigkeit des deutschen Bibliothekswesens nachweisen lässt, wird hier nicht weiter diskutiert. Jedoch ist der Verweis auf eine ambivalente Entwicklung gewinnbringend, um die bibliothekswissenschaftlichen Diskurse zu Beginn des 19. Jahrhunderts nachzuvollziehen. Denn Schrettinger gilt zwar als Erfinder der Bibliothekswissenschaft, er war jedoch nicht

46 Jochum (1991), S. 51.

47 Ebd., S. 56.

48 Ebd., S. 54. Jochum verweist auch auf eine zunehmend kritische Betrachtung des bürgerlichen Leseinteresses: »Wer keine Bücher hat, zählt nicht; wer Bücher hat und liest, ist ein Gelehrter; wer Bücher hat, aber nicht liest, ist entweder biblioman oder bibliophil« (ebd., S. 46).

49 Ebd., S. 74.

50 Vgl. ebd., S. 71–76.

51 Ebd., S. 72.

52 Ebd., S. 75.

der einzige Bibliothekar, der seine Tätigkeit reflektierte. Allein im deutschsprachigen Raum finden sich im ausgehenden 18. Jahrhundert und im Verlauf des 19. Jahrhunderts mehrere vergleichbare Schriften.⁵³ In ihrer Gesamtheit zeugen diese, so viel steht fest, weder von einer großen Einigkeit noch von einer innovativen Orientierung.

Schrettingers Überlegungen fußen folglich auch nicht nur auf den eigenen Erfahrungen, sondern ebenso auf der Lektüre anderer fachspezifischer Arbeiten. In Bezug auf seine grundlegenden Annahmen kann davon ausgegangen werden, dass er sich auf die Überlegungen von Albrecht Christoph Kayser bezog.⁵⁴ Kayser diagnostizierte in seiner 1790 erschienenen Monografie *Ueber die Manipulation bey der Einrichtung einer Bibliothek* bereits ähnliche Herausforderungen wie später Schrettinger und fand die Lösung dafür ebenfalls in der Katalogisierung. In der dortigen Einführung hieß es:

*Schnelle Auffindung der Bücher ist das erste und wichtigste Bedürfnis einer Bibliothekseinrichtung. Ein allgemeiner alphabetischer Katalog verbunden mit einem Standortsrepertorio ist das wirksamste Mittel hierzu.*⁵⁵

Und auch die Idee eines ›Realkatalogs‹, d.h. eines modernen Schlagwortkatalogs, wurde bereits bei Kayser hoch angepriesen:

Wären sie nicht für die Wissenschaften, [j]a ich darf sagen, für die Menschheit eine unbeschreibliche Wohlthat? Würden sie uns nicht die Lücken unseres menschlichen Wissens zeigen? Würden sie uns nicht bemerklich machen, um welche Achsen sich unsere Ideen- und Kenntniskreise am meisten drehen? [...] Welche Vortheile gewährten solche Realkataloge insonderheit dem Bibliothekar! In ihrer Hand könnte er augenblickliche Auskunft geben, ob? und welche Bücher? in seiner Bibliothek über diese und [j]ene Materie vorhanden sind.⁵⁶

Bei Kayser findet sich sogar schon die Idee, eine Akademie zu gründen, in der sich Bibliothekar_innen zusammenschließen sollten, um aus ihren Katalogen »ein möglichst vollständiges Ganzes« zu bilden: »Die Akademie, von der ich hier rede, würde für

53 Einen breiten Überblick über die damaligen Diskurse liefern Jochum (1991) sowie Jochum (1995).

54 Vgl. auch Garrett (1999), S. 116 sowie Jochum (1995), S. 31-32.

55 Kayser, Albrecht Christoph (1790): *Ueber die Manipulation bey der Einrichtung einer Bibliothek und der Verfertigung der Bücherverzeichnisse nebst einem alphabetischen Kataloge aller von Johann Jakob Moser einzeln herausgekommener Werke – mit Ausschluß seiner theologischen – und einem Realregister über die in diesem Kataloge nahmhaft gemachten Schriften*. Bayreuth: Verlag der Zeitungsdruckerei, S. 5 (alle Hervorhebungen stammen aus dem Original).

56 Ebd., S. XIV-XV.

keinen Zweig der Wissenschaften *allein* wirken, sondern sich dem ganzen Umfange menschlicher Kenntnisse widmen.«⁵⁷

Ogleich Kaysers Schrift zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchaus bekannt war, herrschte über seine Annahmen und Visionen kein Konsens.⁵⁸ Schrettingers Kritiker Friedrich Ebert vertrat in seinem damals vielrezipierten Werk über *Die Bildung des Bibliothekars* eine deutlich skeptischere Auffassung gegenüber dem Auffinden als höchstem Prinzip. Er reflektierte kulturpessimistisch, dass in seiner »bausüchtigen Zeit« kurzfristige Einfälle an die »Spitze ganzer Wissenschaften« gestellt würden und es somit nicht verwunderlich sei, wenn man in der Bibliothekswissenschaft glaube, das leitende Prinzip »im schnellen Auffinden entdeckt zu haben«.⁵⁹ Mit dieser Gegenrede markierte Ebert nicht etwa eine Ausnahme. Uwe Jochum stellt fest, dass Friedrich Ebert der »große Sieger der bibliothekswissenschaftlichen Diskussion im 19. Jahrhundert« gewesen sei, »der ehemalige Benediktinermönch Martin Schrettinger« hingegen der »große Verlierer«.⁶⁰

Diese Diskussion wird im späteren Verlauf noch eingehender analysiert. Dazu werden nun jedoch zunächst ausführlich Schrettingers *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft* und im Anschluss daran als Gegenfolie Eberts *Bildung des Bibliothekars* einer neuen Lektüre unterzogen. In Ergänzung zur bisherigen Forschung werden hierbei die in den Texten geäußerten Vorstellungen eines Suchens und Findens von Informationen herausgearbeitet und als problemhistorischer Hintergrund für die Entwicklung automatisierter Suchmaschinen ernst genommen.

4.3 Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft

Das *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft*, das einerseits zum *Gebrauche der Nicht-Bibliothekare*, welche ihre Privat-Büchersammlungen selbst einrichten wollen und andererseits als Leitfaden zu Vorlesungen dienen sollte, erschien 1834.⁶¹ Es gilt als Lebenswerk von Schrettinger und als Kompilation seines in über drei Jahrzehnten gesammelten bibliothekarischen Wissens.⁶² Nachdem Schrettinger von 1808 bis 1829 bereits

57 Ebd., S. XVII.

58 Vgl. Jochum (1995), S. 31ff.

59 Ebert (1820), S. 7-8.

60 Jochum (1991), S. 24. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung macht Jochum im Werk von Julius Petzholdt aus, denn dieses markiere »die Wiederkehr einer vorkritischen, [...] vorschrettingerschen [...] Bibliothekswissenschaft« (ebd., S. 42). Vgl. auch: Petzholdt, Julius (1856): *Katechismus der Bibliothekenlehre. Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Bibliotheken*. Leipzig: Weber.

61 Vgl. Schrettinger (2003/1834): So lautet der vollständige Titel der Originalausgabe.

62 Das Werk stieß, trotz der später noch zu diskutierenden Kritik, auf große Resonanz und erhielt viel Lob, vgl. auch Uhlmann (2003), S. 30-33.

in vier Teilen seinen *Versuch eines vollständigen Lehrbuches der Bibliothek-Wissenschaft* und zudem einschlägige Aufsätze zum Thema publiziert hatte,⁶³ entschied er sich dazu, seine Einrichtungsmethode in eine »reine, einfache und leichtfaßliche Darstellung« zu überführen und als kompaktes Handbuch neu zu veröffentlichen.⁶⁴

Sein Buch ist in drei Teile gegliedert, in denen Schrettinger seine Vorgehensweisen zu beschreiben, erklären und legitimieren versuchte, stets mit dem Ziel, eine konsistente und belastbare Anleitung vorzulegen.⁶⁵ Gleich im Vorwort wird betont, dass er seine Methode über viele Jahre erprobt und angesichts der Kritik immer wieder neu durchdacht habe. Obgleich stolz auf das Ergebnis, sah er sich weit davon entfernt, es »als *non plus ultra* ausgeben zu wollen«.⁶⁶ Er betonte hingegen, dass es ihm »eine wahre Freude« bereiten würde, »wenn sich andere Bibliothekare die Mühe geben wollen«, sein »System noch weiter zu vervollkommen«.⁶⁷

Das *Handbuch* beginnt mit sechs einleitenden Paragrafen. Darin heißt es, (§1) eine Bibliothek sei eine »*beträchtliche Sammlung von Büchern, deren Einrichtung ihre allseitige Benützung möglichst erleichtert*«.⁶⁸ Ferner wird (§2) die Bibliothek-Wissenschaft definiert als »*der auf einen obersten Grundsatz zurück geführte und aus diesem abgeleitete Inbegriff aller zur zweckmäßigen Einrichtung einer Bibliothek erforderlichen Lehrsätze*«.⁶⁹ Ausgehend vom ersten Paragrafen wird geschlussfolgert, dass (§3) eine Bibliothek, »*keinen anderen Zweck habe, als die möglichst leichte Befriedigung aller literarischen Bedürfnisse*«.⁷⁰ Woraufhin (§4) ein »*schnelles Auffinden der Bücher*« als »*oberster Grundsatz*« bestimmt wird.⁷¹ Dabei könnten (§5) die »literarischen Bedürfnisse« jedoch unterschiedlicher Natur sein.⁷² Um angesichts dieser vielfältigen Ansprüche (§6) das »*schnelle Auffinden*« zu »*jeder beliebigen Zeit*« zu ermöglichen, müssten die Werke einer Bibliothek »*sicher erhalten werden*« und zwar »*an einem bestimmten Platze*«.⁷³

Es ist aufschlussreich, dass Schrettinger Ziel und Zweck der Bibliothekswissenschaft ausgehend von den Operationen des Suchens und Findens bestimmte.

63 Vgl. Schrettinger (1829a) sowie Schrettinger (1829b). Eine Übersicht seiner wichtigsten Publikationen findet sich in Uhlmann (2003), S. 42-44.

64 Schrettinger (2003/1834), S. IV.

65 Das knapp 190-seitige Buch verfügt auch über einen umfangreichen Anhang, in dem angefertigte Titel-Kopien und Ausschnitte einzelner Kataloge abgebildet sind (vgl. ebd., S. 155-187).

66 Ebd., S. IV (die Hervorhebungen wurden hier und im Folgenden aus dem Original übernommen, dort jedoch wurden Sperrungen verwendet).

67 Ebd.

68 Ebd., S. 1.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 Ebd., S. 2.

72 Vgl. ebd.

73 Ebd., S. 3.

Bereits die sechs einleitenden Paragrafen seines Handbuchs verleiten zu der These, dass er die Bibliothek als eine moderne Suchmaschine dachte. Wenn Schrettinger markierte, dass es das Ziel bibliothekarischer Einrichtungen sein sollte, »schnell und vollständig zu finden, was man bedarf«, so setzte er damit bestimmte Anforderungen voraus.⁷⁴ Das Adjektiv »schnell« verwies für ihn vor allem auf den drohenden Zeitverlust. Denn je früher ein Buch gefunden werde, »desto mehr Zeit wird man für die Arbeit gewinnen, die außerdem durch unsicheres Herumsuchen verloren ginge«.⁷⁵ Das Adjektiv »vollständig« markierte indessen den Wunsch, eine zuverlässige Gesamtheit vorzufinden. Die Kataloge sollten eine »*eben so bequeme als vollständige Uebersicht*« der einschlägigen Werke gewähren, damit die Interessierten sich selbige nicht »erst aus vielen Hauptfächern und Unterabtheilungen müheselig zusammen suchen« mussten.⁷⁶ Zudem sollte vermieden werden, dass die Interessierten am Ende ihrer Recherche von den benötigten Büchern »einige derselben übersehen« haben.⁷⁷ Sowohl das schnelle als auch das vollständige Finden wurden von Schrettinger als allgemeine menschliche Bedürfnisse begriffen, die »*nur allein durch Herbeischaffung der dahin einschlägigen Bücher befriedigt werden*« konnten.⁷⁸ Schrettinger verstand die Bibliothek in diesem Sinne als eine Bedürfnisbefriedigungsma schine, die Angebot und Nachfrage zusammenführen und dem Menschen eine lästige Suche nach Wissen ersparen sollte.

Es handelt sich um eben jene Vorstellung, die laut Brandstetter, Hübel und Tantner »Suchmaschinen im analogen wie im digitalen Zeitalter« dominiere, nämlich um die Vorstellung einer »unmittelbaren Wunscherfüllung«, der zur Folge »die Tätigkeit des Suchens am besten gar nicht stattfinden« solle.⁷⁹ Diese Sichtweise dominiert heute die Bibliothekswissenschaft, die sich selbst, wie Jochum feststellt, zur »Informationswissenschaft und die Bibliotheken zu Informationssystemen« erklärt hat.⁸⁰ Insbesondere aber im Kontext der digitalen Suche ist das Ideal einer »findability« verbreitet.⁸¹ Die »Mission« von Google erinnert nicht zufällig an Schrettingers Grundsatz, wenn sie verspricht, dass sie die »*Informationen* dieser Welt *organisieren* und *allgemein zugänglich* und *nutzbar machen*« wolle.⁸² Doch während sich hinter Googles Werbeslogan zugleich die Ziele einer profitorientierten Datensammlung verbergen, spricht aus Schrettingers Text noch ein viel ernstzunehmender Idealismus.

74 Exemplarisch zitiert von ebd., S. 118.

75 Ebd., S. 73.

76 Ebd., S. 90.

77 Ebd., S. 104.

78 Ebd., S. 2.

79 Brandstetter/Hübel/Tantner (2012), S. 9.

80 Jochum (1991), S. 10.

81 Zum Begriff »findability« vgl. Morville (2005).

82 <https://www.google.de/intl/de/about> vom 12.06.2021.

In seinem *Handbuch* markierte Schrettinger gleich zu Beginn, dass die zeitgenössischen Bibliotheken seinen Anforderungen kaum gerecht werden konnten. Es gab zudem zahlreiche Komplikationen, die durch seinen formulierten Grundsatz provoziert wurden. Schrettinger näherte sich diesen Herausforderungen, indem er drei »Bedingungen der Möglichkeit alles Ordnens« unterschied; und zwar von »Seite der zu ordnenden Gegenstände«, von der »Seite des Ortes, wo die Ordnung hergestellt werden soll« und schließlich von der »Seite des ordnenden Subjectes«.⁸³

Im Hinblick auf die Gegenstände, also die Bücher, stellte Schrettinger fest, dass es ihnen »an bestimmten Merkmalen« fehle, »die jedem derselben einen unzweifelhaften Platz in der Reihe der übrigen anweisen« könnten.⁸⁴ Da die Bücher nach unterschiedlichen Kriterien gesucht würden, seien »verschiedene Ordnungen in der Einrichtung der Bibliothek« notwendig.⁸⁵

Ausgehend von der Bedingung des Ortes verwies Schrettinger auf die Räume und Regale, in denen die Aufstellungen vorgenommen werden sollten. Diese waren häufig begrenzt, unflexibel, unpraktisch und provozierten auf diese Weise Anforderungen, die mitunter gar nicht in das Konzept der anvisierten Ordnung passten.⁸⁶ Zudem galt es, Gefahren, wie z.B. Feuer, Überschwemmungen oder Diebstahl, vorzubeugen.⁸⁷

Nicht zuletzt berücksichtigte Schrettinger, dass viele Subjekte über einen langen Zeitraum in der Bibliothek arbeiten und die dortigen Ordnungskriterien antizipieren und weiterführen mussten.⁸⁸ Schrettingers Ausführungen zu diesem letzten Punkt verdeutlichen, dass die kollektive Zusammenarbeit zur Bewahrung der Ordnungen keine Selbstverständlichkeit war:

Das *ordnende Subject* kann und darf in einer großen Bibliothek [...] nicht *Eine Person* seyn. Es ist also auch nicht genug, wenn der Plan für die herzustellende Ordnung und die Grundsätze zur Ausführung derselben in der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse des Vorstehers der Bibliothek existiren; sondern jedes [mitarbeitende] Individuum [...] muß mit eben diesem Plane und mit eben diesen Grundsätzen innigst bekannt seyn, sonst würde das Geschäft einem babylonischen Thurm baue ähnlich werden. Der Plan zur herstellenden Ordnung muß also [...] auch *außer dem ordnenden Subjecte* existiren.⁸⁹

⁸³ Schrettinger (2003/1834), S. 7-8.

⁸⁴ Ebd., S. 10.

⁸⁵ Ebd., S. 5.

⁸⁶ Vgl. ebd., S. 10-11.

⁸⁷ Vgl. insb. Schrettingers Ausführungen zur »Erhaltung und Verwaltung der Bibliothek«, ebd., S. 139-154.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 11-12.

⁸⁹ Ebd., S. 11 (Einfügungen und Auslassungen hier und im Folgenden von R.S.).

Gleich zu Beginn von Schrettingers *Handbuch* ergaben sich also eine Reihe von Problemen. Im Folgenden werden seine diesbezüglichen Anweisungen, die sich auch als Algorithmen lesen lassen und durchaus an moderne ›Information-Retrieval-Systems‹ erinnern,⁹⁰ aus einer heutigen Perspektive diskutiert. Wie kann eine funktionale Ordnung der Bücher hergestellt, langfristig bewahrt und nutzbar gemacht werden, die gewährleistet, dass möglichst jedes literarische Bedürfnis schnell und vollständig befriedigt wird?

Schrettinger war sich sicher, dass nur durch Kataloge »alle in einer Bibliothek erforderlichen Ordnungen hergestellt werden« können.⁹¹ Diese Folgerung erscheint absolut schlüssig, denn einer fixierten Aufstellung fehlt es ansonsten schlicht an der notwendigen Flexibilität, um die vielfältigen Anforderungen zu erfüllen. Zudem schafft erst die Katalogisierung die Voraussetzung, um Schrettingers Einrichtung im heutigen Sinne als moderne Suchmaschine zu lesen. David Gugerli verweist auf vier zentrale Operationen, mit deren Hilfe Suchmaschinen charakterisiert werden können: Objektivierung, Adressierung, Programmierung und Simulation.⁹² Sie alle lassen sich hier nachweisen.

Wenn die inhaltliche Ordnung der Objekte bzw. hier der Bücher nicht von deren Standort, sondern ausgehend vom Katalog gedacht wird, verschiebt sich die Frage der Aufstellung hin zur Frage nach einer konsequenten Adressierung. So betonte Schrettinger, dass die Bücher zwar grob nach einem »Grundsatz der Schicklichkeit, *Gleichartiges zusammen zu stellen*« gruppiert werden könnten, allerdings nur unter der Bedingung, dass sie zugleich in eine zweckmäßige Nummerierung überführt würden, die trotz des Zuwachses niemals gestört werden dürfe.⁹³ Denn die Nummerierung sei das »Verbindungsmittel zwischen den Büchern und den Katalogen« und damit in der Lage, das »sichere und schnelle Auffinden« zu ermöglichen.⁹⁴

Schrettinger empfahl, die Bücher in diverse thematische Gruppen sowie in drei Größenformate zu unterteilen und ausgehend davon ein Zahlensystem festzulegen.⁹⁵ Jedes Buch sollte in Folge dessen mit Hilfe von Klebe-Zetteln auf dem Buchrücken entsprechend signiert werden.⁹⁶ Denn so konnten die Bücher, auch wenn sie von ihrem Platz entfernt worden und durcheinandergeraten waren, »mit leichter Mühe wieder in ihrer vorigen Ordnung aufgestellt« werden.⁹⁷ Ferner riet Schrettinger dazu, für jede Nummernreihe in der Bibliothek ein eigenes Repertorium

⁹⁰ Zur Einführung ins ›Information Retrieval‹ vgl. Stock (2007).

⁹¹ Schrettinger (2003/1834), S. 12.

⁹² Vgl. Gugerli (2009), S. 15-16.

⁹³ Schrettinger (2003/1834), S. 21.

⁹⁴ Ebd., S. 19.

⁹⁵ Vgl. ebd., S. 19-21.

⁹⁶ Vgl. ebd., S. 31-32.

⁹⁷ Ebd., S. 35.

anzulegen, um »eine sichere Kontrolle der Aufstellung und Bezeichnung der Bücher« zu gewährleisten.⁹⁸ Als Nebeneffekt könne so auch leicht das Fehlen von Büchern entdeckt sowie der Umfang des Bestandes erschlossen werden.⁹⁹

Die Entkoppelung von physischem Standort und schriftlich fixierten Zuordnungen verfolgte Schrettinger konsequent weiter und empfahl für jedes Buch die Erstellung einer separaten ›Titel-Kopie‹. Mit deren Hilfe wird, in Anlehnung an die Operationen von Gugerli, sowohl eine Programmierung als auch eine Simulation der zuvor bereits klar adressierten Buch-Objekte möglich. Denn während, wie Schrettinger feststellte, das Ordnen der Bücher im Kontext der Aufstellung oft an der »Beweglichkeit jedes einzelnen Werkes«, der fehlenden »Bestimmtheit der Merkmale, nach welchen sie geordnet werden sollen« und am »hinlänglichen Raume« scheiterte, ließen sich »auf einzelne Blätter« geschriebene Titel-Kopien auf einem einfachen Tisch flexibel und nach immer wieder neuen Kriterien sortieren.¹⁰⁰

Auf diese Weise konnten verschiedene Kataloge hergestellt werden, die den Bestand vielfältig durchsuchbar machten, ohne dass die Aufstellung der Bücher davon betroffen war. Oder anders formuliert: Die Kataloge bildeten zusammen mit den Titel-Kopien ein Programm, mit deren Hilfe verschiedene Suchen simuliert werden konnten. Auf den Standort der gefundenen Buch-Objekte verwies indessen ein Adressierungsverfahren, das von der vorherigen Suche unabhängig blieb.

Da die Titel-Kopien für das Finden der Bücher äußerst wichtig waren, widmete Schrettinger sich ihnen ausführlich im zweiten Teil seines *Handbuchs*.¹⁰¹ Er wollte die Titelkopien »auf die bequemste Art in die a) alphabetische, b) systematische, und c) geographisch-chronologische Ordnung« legen, um die Anfertigung von Katalogen zu vereinfachen.¹⁰² Die Titelkopien sollten daher eine Reihe an Informationen an einem »bestimmten und ausgezeichneten Platz« enthalten, die sowohl die inhaltlichen Informationen des betreffenden Werkes als auch dessen exakten Standort umfassen.¹⁰³ Zudem schlug Schrettinger die Festlegung sog. ›Ordnungswörter‹ vor, die den Titel eines Werkes in Kurzform vertreten sollten.¹⁰⁴ Um den ›beweglichen Katalog‹ der Titel-Kopien ordentlich zu verwahren, empfahl er, »eine hinlängliche Anzahl *Futterale*« anzuschaffen, »welche oben offen und so groß sind, daß ein 3 bis 4 Zoll dickes Packet Titelkopien bequem hineingeschoben werden kann«.¹⁰⁵

98 Ebd., S. 36.

99 Vgl. ebd., S. 36-38.

100 Ebd., S. 12.

101 Vgl. ebd., S. 43ff.

102 Ebd., S. 43.

103 Vgl. ebd., S. 44. Vgl. auch den Anhang von Schrettingers *Handbuch*, in dem sich abgedruckte Titelkopien als Beispiele finden, ebd., S. 156-159.

104 Zu den Ordnungswörtern vgl. ebd., S. 51-67.

105 Ebd., S. 75.

Es handelte sich hierbei im Wesentlichen um einen modernen Zettelkatalog. Dieser sollte jedoch nicht öffentlich zugänglich sein, sondern in erster Linie den Mitarbeiter_innen zur Anfertigung der Kataloge dienen.¹⁰⁶ Markus Krajewskis zufolge wurde der erste öffentliche Zettelkasten im Jahr 1861 von dem amerikanischen Bibelforscher Ezra Abbot an der Harvard-University beschrieben.¹⁰⁷ Die Idee der beweglichen Zettel wurde jedoch erst im beginnenden 20. Jahrhundert zum Standard der meisten Bibliotheken und ersetzte die in Buchform gebundenen Literaturverzeichnisse.¹⁰⁸

Im dritten Teil seines Buches widmete sich Schrettinger der Anfertigung der Spezial- und Realkataloge. Diese Kataloge sollten dazu beitragen, dass ein Suchender in einer Bibliothek einen »gedrängten und vollständigen Ueberblick der seinem Vorhaben entsprechenden Literatur« finden konnte.¹⁰⁹ Unter Spezialkatalogen verstand Schrettinger »ein vollständiges Verzeichnis aller in der Bibliothek vorhandenen Werke, welche nach der Ansicht eines Fachgelehrten zur Literatur seines Faches gehören«.¹¹⁰ Eine Sammlung solcher Spezialkataloge bezeichnet er als wissenschaftlichen Katalog.¹¹¹

Bei Realkatalogen hingegen lag der Fokus der Ordnung nicht auf der fachlichen Zugehörigkeit, sondern auf spezifischen Gegenständen. Es handelte sich in diesem Sinne, um »eine Sammlung von Special-Katalogen über alle Gegenstände, worüber Bücher oder Abhandlungen in der Bibliothek vorhanden sind, nach dem Alphabete der Benennungen eben dieser Gegenstände geordnet«.¹¹² Schrettinger erklärte den Unterschied zwischen Spezial- und Realkatalog am Beispiel des Suchbegriffs ›Farbe‹:

Wer also aus dem *wissenschaftlichen Kataloge* zu erfahren wünscht, was alles z.B. über die *Farben* geschrieben worden sey, der würde in dieser Absicht mehrere Special-Kataloge [...] mühesam durchgehen müssen, und am Ende doch nicht sicher seyn, ob er nicht noch einige derselben übersehen hätte [...]; während der *Realkatalog* alles beisammen enthält, unter der Rubrik: *Farbe*.¹¹³

So sei eine jede »Rubrik des Realkataloges [...] ein vollständiges Verzeichnis aller jener Werke, welche über einen bestimmten Gegenstand, aus was immer für einer Hinsicht, geschrieben worden sind«.¹¹⁴ Es handelte sich bei dem Realkatalog demnach um

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 79-85.

¹⁰⁷ Vgl. Krajewski (2002), S. 92.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 125-133.

¹⁰⁹ Schrettinger (2003/1834), S. 86.

¹¹⁰ Ebd., S. 89.

¹¹¹ Vgl. ebd., S. 90. Zur Anfertigung von ›Special-Katalogen‹ vgl. ebd., S. 92-102. Im Anhang findet sich zudem als Beispiel ein ›Special-Katalog über die Gymnastik‹, vgl. ebd., S. 162-175.

¹¹² Ebd., S. 103.

¹¹³ Ebd., S. 104.

¹¹⁴ Ebd., S. 105.

einen interdisziplinären Schlagwortkatalog, der ausgehend von zentralen Begriffen Auskunft über den Bestand einer Bibliothek geben sollte.¹¹⁵ Schrettinger dachte sogar daran, Realkataloge bibliotheksübergreifend zu verwenden und hatte die – als ›ungeheuerlich‹ angepriesene – Idee eines einzigen »*Realkataloges über die ganze existierende Literatur*«.¹¹⁶

Um diesen Visionen gerecht zu werden, unterteilte Schrettinger die Genauigkeit des Realkatalogs in drei Potenzen: In der ersten begnüge sich der Realkatalog noch »mit der Angabe *ganzer Werke*«, in der zweiten Potenz würde er auch Aufsätze oder Abhandlungen aus Sammelwerken einzeln nennen und in der dritten Potenz wollte Schrettinger den Realkatalog »zum höchstmöglichen Grade der Vollkommenheit erheben«, indem »auch noch die *in einzelnen Kapiteln usw. eines Buches abgehandelten besonderen Gegenstände* in den geeigneten Rubriken des Kataloges« aufgeführt würden.¹¹⁷

Auch den Spezialkatalog dachte Schrettinger »in verschiedenen *Graden der Vollkommenheit*«.¹¹⁸ Die ›Kataloge der dritten Potenz‹ sollten weit über die bisherigen Recherche-Möglichkeiten hinausreichen. Es sollte z.B. üblich werden, in einem Buch die Abhandlung über einen Gegenstand zu finden, den man »dem Hauptinhalt des Werkes zu urtheilen [...] gar nicht darin vermuthen sollte«, oder um Stellen wiederzufinden, die jemand zwar irgendwann einmal gelesen hat, jedoch »*ohne mehr zu wissen wo*«: »Wie wohltätig wäre nun in solchen Fällen ein Special- oder Real-Katalog in der dritten Potenz!«¹¹⁹

Uwe Jochum bemerkt treffend, dass Schrettinger mit seinen Katalogen bezeichnete, »was heute Datenbanken leisten«, und zwar die »Indexierung der vorhandenen Literatur, die es ermöglicht, nach jedem vergebenen Schlagwort oder nach Fachgruppen [...] zu suchen, ohne daß man viel über das gerade gültige System wissen« müsste – es handele sich »um einen multidimensionalen sachlichen Zugriff«.¹²⁰ Schretttingers Einrichtung kommunizierte über gezielte In- und Outputs mit den Suchenden und kann aus einer funktionalen Perspektive heraus bereits als Black Box bezeichnet werden.¹²¹ Es war eben dieses Zusammenspiel aus inter-

¹¹⁵ Zur Geschichte des Schlagwortkatalogs, in der Schrettinger eine bedeutende Rolle spielt, vgl. einführend: Umstätter, Walther/Wagner-Döbler, Roland (2005): *Einführung in die Katalogkunde. Vom Zettelkatalog zur Suchmaschine. Dritte Auflage des Werkes von Karl Löffler. Völlig neu bearbeitet*. Stuttgart: Hiersemann, S. 120-123.

¹¹⁶ Schrettinger (2003/1834), S. 106. Er schrieb hierbei von der »Gemeinnützigkeit eines Real-Kataloges« (ebd., S. 105).

¹¹⁷ Ebd., S. 111.

¹¹⁸ Ebd., S. 127.

¹¹⁹ Ebd., S. 129-130.

¹²⁰ Jochum (1991), S. 32-33.

¹²¹ Zur Suchmaschine als technische Black Box vgl. Gugerli (2009), S. 70-88 sowie meine Ausführungen im zweiten Kapitel dieser Arbeit.

ner Komplexität und externer Benutzerfreundlichkeit, die Schrettingers Bibliothek kennzeichnen sollte. Er dachte an eine ›Suchmaschine‹, die von möglichst vielen Menschen ohne großes Vorwissen benutzt werden konnte und die sich nicht an der begrenzenden Einheit von Disziplinen, Abhandlungen oder Einrichtungen störte.

Bei der Lektüre von Schrettingers Regelwerk wird jedoch auch deutlich, dass es eine Reihe an Problemen gab, die für ihn nur schwer zu lösen waren. Eines davon betrifft das Suchverhalten der Menschen, das antizipiert und über die Kataloge festgeschrieben werden musste. Dieses Problem wird deutlich, wenn es um die Bestimmung von Ordnungswörtern geht, die den Titel eines Werkes ersetzen und an seiner statt in den Katalogen verzeichnet werden sollten. Bei Ordnungswörtern dachte Schrettinger zunächst an Verfassernamen, jedoch ebenso an Stellvertreter für den Titel sowie für den Inhalt eines Werkes.¹²² Er schrieb, dass viele Werke »mit gleichem Rechte unter zwei, ja manchmal noch *mehreren Ordnungswörtern* [...] gesucht werden« könnten.¹²³ Die Ordnungswörter waren also vorab festgelegte Suchbegriffe und entfalteten als solche eine besondere Brisanz. Denn wenn z.B. »ein jedes Buch nur unter der Bedingung im alphabetischen Namen-Kataloge gefunden werden« konnte, dass »der Suchende das richtige Ordnungswort desselben anzugeben« wusste, so war sowohl »die Auswahl« als auch »die Behandlung« dieser Ordnungswörter »von großer Wichtigkeit«.¹²⁴

Dasselbe Problem tauchte auch bei der Festlegung von Gegenständen für den Realkatalog auf. Schrettinger gab vier Fragen vor, mit deren Hilfe Schlagwörter für die einzelnen Schriften bestimmt werden sollten:

- 1) Welches ist der *eigentliche Gegenstand*, den dieses Werk behandelt? 2) Unter welchem *Namen* wird man diesen Gegenstand gemeinglich suchen? 3) Unter welchen *anderen Benennungen* kann er ebensowohl gesucht werden? 4) Ist er nicht mit einigen andern Gegenständen so nahe *verwandt*, daß einer derselben ohne den andern nicht wohl abgehandelt werden kann?¹²⁵

Schrettinger riet ferner dazu, den Katalog in der üblichen Landessprache anzufer- tigen und verwies dabei auf den folgenden Grundsatz:

122 Für einen Überblick vgl. Schrettinger (2003/1834), S. 51-67. Vgl. zudem Jochum (1995), S. 71-75.

123 Schrettinger (2003/1834), S. 49.

124 Ebd., S. 51. Im Anschluss an diese Mahnung folgen zwar einige Regeln, wie die Ordnungswörter festgelegt werden sollen, jedoch ebenso Einschränkungen und Ausnahmen. Und so ist selbst in Schrettingers Beispielen nicht immer plausibel, wie er selbst die passenden Ordnungswörter bestimmte. Vgl. ebd., insb. S. 52-67.

125 Ebd., S. 117-118.

Dasjenige Wort, welches *uns zuerst in den Sinn zu kommen pflegt*, wenn wir an einen Gegenstand denken, ist unstreitig das, unter welchem wir ihn *zuerst suchen*; welches mithin *den Gebrauch des Katalogs am meisten erleichtert*.¹²⁶

Die Gefahr, dass im Rahmen solcher Festlegungen Ausschlüsse produziert werden, ist naheliegend. Denn spätestens wenn entschieden werden muss, welches der »eigentliche Gegenstand« ist, unter dem ein Werk gefunden werden soll und welche Begriffe den Suchenden in diesem Zusammenhang »zuerst in den Sinn kommen«, entsteht ein weitreichender Spielraum, der sowohl das *Was* als auch das *Wie* der Suche bestimmt. Denn was passiert z.B., wenn ein Werk falsch interpretiert oder wenn ein unpassender Begriff gewählt wird? Die Arbeit der Bibliothekar_innen kann mitunter dazu führen, dass sich in Katalogen stereotype Zuschreibungen wiederfinden, dass die Suchenden auf unbrauchbare Texte stoßen oder dass sogar manche Inhalte gar nicht mehr auffindbar sind.

Schrettingers Versuch, die unterschiedlichsten Bedürfnisse möglichst reibungslos zu befriedigen, beförderte zwangsläufig die Gefahr, Lücken und blinde Flecken zu produzieren. Es darf angenommen werden, dass er sich dieser Gefahr sehr wohl bewusst war. Infolgedessen zog er es in der Münchener Hofbibliothek vor, doch lieber ganz allein an der Anfertigung eines umfangreichen Realkatalogs zu arbeiten und riet auch anderen Institutionen dazu, für diese Aufgabe zunächst nur eine erfahrene Person abzustellen.¹²⁷ Denn die Arbeit würde »vollkommener« ausfallen, wenn sie von »*Einer Hand durchgeführt*« werde und nichts »würde das Mißlingen des ganzen Unternehmens sicherer und schneller herbeiführen, als *Inconsequenz im Verfahren*«.¹²⁸ Zudem sah Schrettinger sich zu dem defensiven Eingeständnis gedrängt, dass er nicht »als bibliothekarischer Gesetzgeber, sondern nur als *wohlmeinender Rathgeber*« auftreten wolle und dass jede Vorschrift immer nur als Vorschlag zu verstehen sei.¹²⁹ Denn für all jene, »während der Bearbeitung [...] vorkommenden zweifelhaften Fälle« könnten unmöglich »entscheidende Regeln« angegeben werden, sodass sich die Bibliothekar_innen mit seinen »allgemeinen Grundsätzen begnügen« müssten.¹³⁰

Die Ambivalenzen zwischen dem Exzess einer absoluten Auffindbarkeit und dem Entzug von selektierten Inhalten treten gerade an solchen Stellen der Unsicherheit besonders deutlich zutage. Die Operationen des Suchens und Findens

¹²⁶ Ebd., S. 120-121. Erst durch eine intensive Auseinandersetzung mit den genannten Fragen sei es möglich, »bei dem jedesmaligen Gebrauche dieses Katalogs *schnell* und *vollständig* zu finden, was man bedarf« (ebd., S. 118).

¹²⁷ Vgl. ebd., S. 106-109.

¹²⁸ Ebd., S. 108-109.

¹²⁹ Ebd., S. 115.

¹³⁰ Ebd., S. 114-115.

erweisen sich dann als technische Operationen, die ständig eingerichtet und konfiguriert werden müssen, nur um neue Formen des Ein- und Ausschlusses zu produzieren. Denn Schrettingers Idee, sämtliche literarische Anfragen möglichst schnell und vollständig zu beantworten, konnte nur ein Ideal bleiben. Jede Technik, die bis heute erfunden wurde, um dieses Ideal zu befriedigen, hat ihre blinden Flecken. So können manche Inhalte immer leichter gefunden werden, während andere womöglich ganz aus dem Index verschwinden. Ferner beinhaltet der Versuch, eine Suchmaschine an die Bedürfnisse der Menschen anzupassen, immer auch ein disziplinierendes Moment, das die Menschen in ihrem Verhalten steuern, kontrollieren und manipulieren kann. Und nicht zuletzt werden bei der Einrichtung moderner Suchmaschinen alte Ordnungen zunächst zerstört. Denn die verschiedenen Inhalte müssen aus ihren Kontexten extrahiert, isoliert betrachtet, zerlegt und nach spezifischen Kriterien neu zusammengefügt werden, um später ein möglichst flexibles Suchen und Finden zu ermöglichen. Im Rahmen von Schrettingers Methode bedeutete dies die Anfertigung von Titelkopien, die Festlegung von Ordnungswörtern, die vielfältige Verzeichnung in verschiedenen Katalogen. Im Computerzeitalter werden Informationen indessen programmiert, formatiert, synchronisiert und in Datenbanken gespeichert.¹³¹

Im Kontext der Web-Suche erscheinen die Konsequenzen derartiger Mechanismen besonders folgeschwer: Denn die Funktionsweisen von Web-Suchmaschinen können einerseits kaum nachvollzogen werden und verwenden andererseits mit ihren automatisierten Selektionen, Rankings und personalisierten Ergebnissen eine ganz Reihe potenziell manipulativer Verfahren. Sie provozieren damit Vorwürfe, wie die von Safiya Umoja Noble, die Google vorhält, über seine Algorithmen stereotype Darstellungen, repressive Strukturen und namentlich rassistische Ergebnisse zu fördern.¹³²

Moderne Suchmaschinen richten sich potenziell gegen Traditionen, überlieferte Hierarchien und repräsentative Systeme. Denn es handelt sich immer um Maschinen, die Wissen und ›Wirklichkeit‹ aushandeln und in neuen Formen reproduzieren. Auch Schrettinger wollte keine alte Ordnung bewahren, sondern dachte Ordnungen immer schon im Plural. Denn Ordnungen befördern zwar Orientierung, schränken aber auch ein – sie ermöglichen mancherlei Finden, verunmöglichen zugleich aber auch anderes. Was Schrettinger schaffen und bewahren wollte, war hingegen eine Einrichtung, die möglichst viele denkbare Ordnungen antizipieren und auf diese Weise Angebot und Nachfrage zusammenführen konnte. Dieses Unterfangen musste zwangsläufig zu Konflikten führen.

131 Vgl. einführend Gugerli (2018), S. 192-198.

132 Vgl. Noble (2018), einführend S. 1-14.

4.4 Die Bildung des Bibliothekars

Das kompakte Buch *Die Bildung des Bibliothekars* (1820) von Friedrich Ebert richtete sich einerseits an angehende Bibliothekar_innen und warb andererseits für eine bessere Ausbildung ebendieser. Zum einen hoffte Ebert darauf, »hier und da einen jungen Mann für den herrlichen Beruf zu gewinnen, in welchem ich täglich mehr das höchste Glück meines Lebens und Wirkens finde«.¹³³ Zum anderen war ihm daran gelegen, dass seine Ideen auch institutionell und politisch wahrgenommen wurden.¹³⁴ Denn die Ursachen für den schlechten Zustand der Bibliotheken sah Ebert maßgeblich in der kläglichen Ausbildung und Besoldung des Personals:

Möge also künftig eine sorgfältige Prüfung der Subjecte diesem Mangel abhelfen und zugleich das Amt eines Bibliothekars ehren! Möchte aber auch die äussere Stellung der Bibliothekare eine würdigere werden!¹³⁵

In Abgrenzung zu Schrettinger verwies Ebert gleich zu Beginn darauf, dass seine »Schrift blos eine Methodik, nicht ein Lehrbuch der Bibliothekswissenschaft« sein sollte.¹³⁶ Es lassen sich aber einige inhaltliche Gemeinsamkeiten zwischen seinem Text und Schrettingers *Handbuch* bzw. den bis dahin publizierten ersten drei *Versuchen eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft* ausmachen.¹³⁷ Auch Ebert erklärte, dass die Arbeit der Bibliothekar_innen in dem Maße schwieriger werde, »in welchem die täglich wachsende Büchermasse zunimmt«.¹³⁸ Ferner ermahnte er seine Berufsgenoss_innen »doch endlich einmal mit Plan und Zweck zu arbeiten«.¹³⁹ Jede »Notiz, welche das Wohl der Anstalt betrifft« müsse aufgezeichnet und bewahrt werden.¹⁴⁰ Denn nur so könnten »noch unsre Nachkommen hier Alles leicht finden und unsren Plan fortführen«.¹⁴¹ Im Hinblick auf die Aufstellung warnte Ebert ebenso wie Schrettinger davor, sich in einer »philosophischen Systematik« zu verirren.¹⁴² Er empfahl, sich stattdessen »auf das Studium der technischen Einrichtung guter Kataloge« zu fokussieren.¹⁴³ Und auch Ebert plädierte für ein einheitliches institutionsübergreifendes System, denn wie »die Sachen jetzt

133 Ebert (1820), S. 3.

134 Vgl. ebd., S. 67.

135 Ebd., S. 59.

136 Ebd., S. 4.

137 Vgl. Schrettinger (2003/1834) sowie Schrettinger (1829a) und Schrettinger (1829b).

138 Ebert (1820), S. 5.

139 Ebd., S. 17.

140 Ebd., S. 51-52.

141 Ebd., S. 26.

142 Vgl. ebd., S. 28-29.

143 Ebd., S. 20.

stehen, hat jede deutsche Bibliothek ihre eigne, bald gute, bald schlechte Ordnung und kein Bibliothekar kann sich in der Bibliothek des Andern finden«.¹⁴⁴

Den zentralen Fokus legte Ebert allerdings auf die Ausbildung.¹⁴⁵ Bibliothekar_innen sollten demnach eine möglichst umfassende Allgemeinbildung anstreben, mehrere Sprachen beherrschen und über ein gutes Gedächtnis verfügen.¹⁴⁶ Nicht zuletzt aber sei eine gewisse »Aufopferung« zu erwarten. Der Berufsstand müsse sich einer »literarischen Selbstverläugnung und Uneigennützigkeit« verpflichten.¹⁴⁷ Denn sein Hauptanliegen müsse es bleiben, anderen und nicht sich selbst »literarische Genüsse« zu bereiten.¹⁴⁸

Im Mittelpunkt der folgenden Betrachtung stehen jedoch nicht die Gemeinsamkeiten, sondern vielmehr die Differenzen zwischen Eberts und Schrettingers Lehre. Diese werden zunächst in ihrem größeren Kontext nachvollzogen. Denn die Diskussion reicht bis in das Jahr 1814 zurück.¹⁴⁹ Damals schrieb Schrettinger eine anonyme Rezension, in der er Eberts erstes Buch *Über öffentliche Bibliotheken* kritisierte.¹⁵⁰ Ebert suchte daraufhin den persönlichen Austausch. Der zunächst freundliche Briefwechsel endete jedoch im Streit.¹⁵¹ Während Ebert die Ansicht vertrat, Schrettinger würde den Beruf des Bibliothekars schädigen und Wissensordnungen zerstören, warf ihm dieser Irrationalität, Rückständigkeit und Eitelkeit vor.¹⁵² Der Disput gipfelte schließlich in einer vernichtenden Rezension, die Ebert über die ersten drei *Versuche eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft* verfasste und 1821 in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur Zeitung* publizierte.¹⁵³ In dieser vertrat Ebert die Auffassung, dass Schrettingers »Anlage und Einrichtung [...] eine verfehlte« sei.¹⁵⁴ Die Grundannahmen von dessen Lehre, erschienen Ebert wie Fesseln, die dem »freyen organischen Ganzen« einer Bibliothek im Wege stün-

144 Ebd., S. 25.

145 Auf den ersten Blick scheint auch hier die Differenz überwindbar. Schrettinger verweist in seinem *Handbuch* im Hinblick auf die bibliothekarische Ausbildung sogar in lobenden Worten auf Eberts einschlägiges Werk. Vgl. Schrettinger (2003/1834), S. 150-151.

146 Vgl. Ebert (1820), S. 10-15.

147 Ebd., S. 54.

148 Vgl. ebd., S. 54-58.

149 Eine gute Zusammenfassung findet sich in Uhlmann (2003), S. 18-26.

150 Vgl. ebd., S. 18-20. Vgl. zudem Ebert, Friedrich Adolf (1811): *Ueber öffentliche Bibliotheken, besonders deutsche Universitätsbibliotheken, und Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung derselben*. Freyberg: Craz und Gerlach.

151 Vgl. zusammenfassend Uhlmann (2003), S. 20-24.

152 Vgl. auch Jochum (1991), S. 31: »Eitelkeit« ist Schrettingers Antwort, mit der er alle Ebertsche Bibliothekskunde außer Kraft setzt: auf den Bibliothekar [...] kommt es nicht an, sondern auf den Katalog. Denn der Katalog schafft Ordnung [...] auf der Ebene der Adresse der Bücher.«

153 Vgl. Ebert/Anonym (1821).

154 Ebd., Spalte 73.

den.¹⁵⁵ Schrettingers Anleitungen seien irreführend und nicht geeignet, um es mit der Komplexität von Bibliotheken aufzunehmen.¹⁵⁶ Im schlimmsten Fall könnten sie sogar zum Chaos führen: Denn fällt »bey einer Schrettingers'schen Bibliothek der Katalog weg: so ist sie, mit Einem male unbrauchbar«.¹⁵⁷

Schrettinger konnte diesen Angriff natürlich nicht unwidersprochen lassen und reagierte mit einer *Antikritik*, die er ebenfalls in der *Jenaischen Zeitung* und später noch einmal als Vorwort zu seinem vierten *Versuch* publizierte.¹⁵⁸ Hier dementierte er Eberts Vorwürfe und bekräftigte einmal mehr die Vorzüge seiner Methode.¹⁵⁹ Doch spricht aus dem Text vor allem ein gewisses Unverständnis gegenüber der harschen Kritik. Denn anstatt Schwachstellen zu benennen, stellte Ebert die Lehre von Schrettinger radikal infrage. Daher war es für Schrettinger kaum möglich, seine Methode ausgehend von Eberts Kritik zu verbessern.¹⁶⁰

Ein zentraler Konfliktpunkt ergab sich aus Eberts emphatischen Selbstverständnis des bibliothekarischen Berufs. In seiner Monografie wies Ebert den Bibliothekar_innen eine große Autonomie zu und bezeichnete sie als das »Organ zwischen Vor- und Nachwelt«.¹⁶¹ Schrettinger hingegen betrachtete die Aufgabe des Berufsstands erheblich nüchternier. Er wünschte sich in erster Linie »tüchtige Subjekte«, die für eine »übereinstimmende Bearbeitung und Verwaltung« ausgebildet wurden.¹⁶² Während Schrettinger Bibliothekar_innen von der Ordnung seiner Bibliothek in gewisser Hinsicht ausschloss, überlud Ebert sie mit Kompetenzen.¹⁶³ Markus Krajewski argumentiert, dass Ebert die Verwaltung des Wissens dabei auch weiterhin nach persönlichen, uneinsichtigen Kriterien gestalten wollte.¹⁶⁴

155 Ebd., Spalte 74. Die Grundsätze von Schrettingers Methode waren in seinem ersten *Versuch* bereits ähnlich formuliert, wie Jahrzehnte später in seinem Handbuch. Vgl. Schrettinger (1829a), I. Heft [1808], S. 11-17 sowie Schrettinger (2003/1834), S. 1-2.

156 Vgl. Ebert/Anonym (1821), Spalte 75.

157 Ebd., Spalte 79.

158 Vgl. Schrettinger (1829b), S. 1-26. Die Korrespondenz endete ohne Einigung. Auf Schrettingers 1834 publiziertes *Handbuch* konnte Ebert nicht mehr schriftlich reagieren, weil er im selben Jahr von einer Bücherleiter fiel und dabei tödlich verunglückte (vgl. Jochum (1991), S. 20).

159 Vgl. Schrettinger (1829b), insb. S. 7-10.

160 Vgl. ebd. insb. S. 13-15.

161 Ebert (1820), S. 10.

162 Vgl. Schrettinger (2003/1834), S. 149. Schrettinger sprach hierbei von »Bibliothekar-Pflanzschulen«. Trotz aller Sachlichkeit blieb jedoch auch bei ihm das Pathos nicht völlig aus. So erklärte er z.B. am Ende seines Buches, dass nur die volle Hingabe des Bibliothekars, d.h. »seine freie, durch wahre Liebe zum Geschäft beseelte Thätigkeit [...] die Bibliothek auf den erwünschten Grad der Gemeinnützigkeit emporheben« könne (ebd., S. 154).

163 Vgl. auch Jochum (1991), S. 34-35.

164 Vgl. Krajewski (2009), insb. S. 150-152. Krajewski hebt in seinem Text insb. den Bibliotheksdienner hervor, der als Instanz im 19. Jahrhundert die Brücke zur lesenden Bevölkerung bildete. Dieser habe sowohl das Wissen über die Ordnung der Bücher als auch jenes über die

Eberts emphatische Rede vom persönlichen ›Lokalgedächtnis‹ der Bibliothekar_innen wird im Rahmen einer derartigen Interpretation zu einer Form von ›blackboxing‹.

Die Aufwertung des eigenen Berufsstandes sowie der Verweis auf die Unverzichtbarkeit spezifischer Fähigkeiten waren wahrscheinlich wichtige Gründe, weshwegen Eberts Position unter den damaligen Kolleg_innen mehr Zuspruch erhielt. Jochum argumentiert, dass Eberts *Bildung des Bibliothekars* zudem mit dem beliebten »zeitgenössischen Bildungsroman kompatibel« gewesen sei.¹⁶⁵ Denn Ebert beschrieb die Ausbildung als Genese eines Individuums, das die Hoheit über etablierte Wissensordnungen erlangen sollte.¹⁶⁶ Der Erfolg dieser Erzählung belegt für Jochum einmal mehr, dass die deutsche Bibliothekswissenschaft des 19. Jahrhunderts »lieber beim Ganz Anderen Zuflucht suchte«, anstatt sich damit zu beschäftigen, wie eine moderne Bibliothek eingerichtet werden sollte.¹⁶⁷

Diese Interpretation wird im Folgenden ein wenig verschoben. Denn anders als es in der Sekundärliteratur anklängt, wird Ebert hier nicht als rückständiger Denker mit metaphysischen Tendenzen abgetan, sondern als wichtiger Kritiker von Schrettingers Scheinrichtung ernst genommen. Es wird angenommen, dass die Kritik, die Ebert an der Mechanisierung der Wissensordnung übte, aufschlussreich ist für jene Debatten, die sich gegenwärtig an der Suche im weltweiten Netz entzünden. Vor eben diesem Hintergrund wird Eberts *Bildung des Bibliothekars* im Folgenden näher betrachtet.

Ebert erklärte, dass es in Schrettingers Bibliothekswissenschaft »zwei gleich gefährliche Abwege« gäbe:

Todte, grobe Mechanik [...] und überfeine Theorie [...]. Beide Abwege hat das neueste deutsche Lehrbuch der Bibliothekswissenschaft [von M. Schrettinger] freund-

privaten Adressen der Leser_innenschaft verwaltet und befand sich daher in einer potenziell machtvollen Position. Es sei jedoch angemerkt, dass Ebert sich in seinen Texten, anders als Schrettinger, kaum für die Bevölkerung und deren Nutzung der Bibliothek interessierte. Zum Diener als Suchmaschine vgl. weiterführend auch Krajewski, Markus (2012): Ask Jeeves. Der Diener als Informationszentrale. In: Brandstetter/Hübel/Tantner, S. 151-171; sowie im großen Kontext: Krajewski (2010).

¹⁶⁵ Jochum (1991), S. 34.

¹⁶⁶ Vgl. auch Jochum (1995), S. 21. Es ließe sich an dieser Stelle auch argumentieren, dass, während bei Ebert die Bildung des Bibliothekars im Fokus stand, es Schrettinger eher um die Bildung des Volkes bzw. der Öffentlichkeit ging. Zum Bildungsroman vgl. weiterführend: Selbmann, Rolf (1994): *Der deutsche Bildungsroman. Zweite Auflage*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

¹⁶⁷ Jochum (1991), S. 9, vgl. auch ebd., S. 34-36. Jochum kommentiert Ebert zudem wie folgt: »Das heißt: philosophisches System ist Analyse ist Tod – bibliothekarisches System ist Ökonomie ist Leben. Dadurch gerät freilich jede Reflexion in den Verdacht zerstörerischer Lebensbedrohung« (ebd., S. 12).

nachbarlich neben einander aufgestellt [...]; ein Versuch, der bei aller seiner Vergeblichkeit und seinem innern Widersprüche noch überdiess die unglückselige Folge hat, dass er den unerfahnenen Lehrling nothwendig in die beklagenswerteste Verlegenheit stürzen muss.¹⁶⁸

Die »grobe Mechanik« begann für Ebert bereits mit dem Ansatz, das »schnelle Finden« zum obersten Grundsatz der Bibliothekswissenschaft zu erklären. Er polemisierte, dass es in seiner »bausüchtigen Zeit« keine Bedenken gäbe, den erstbesten »Einfall als Princip an die Spitze ganzer Wissenschaften zu stellen« und dass man für die Bibliothekswissenschaft nun glaubte, dieses Prinzip »im schnellen Auffinden entdeckt zu haben«.¹⁶⁹

Eberts Kritik zielte an dieser Stelle nicht auf das »schnelle Finden« an sich. Er kritisierte vielmehr die Radikalität, mit der Schrettinger es zum Fundament seiner Bibliothekseinrichtung erklärt hatte. Ebenso muss auch Eberts Vorwurf verstanden werden, Schrettinger würde eine »überfeine Theorie« entwerfen bzw. ein »spitzfindiges und unpraktisches Systematisiren«.¹⁷⁰ Denn auch dahinter verbirgt sich der Vorwurf, dass Schrettingers kompliziertes Regelwerk letztlich nur das Ziel verfolge, Angebot und Nachfrage möglichst reibungslos zusammenzuführen. Was in dieser Kritik insistiert, wird hier als Sorge vor einer einseitigen Festschreibung und Automatisierung der Wissensorganisation begriffen. Aus Eberts Text spricht dabei nicht nur die Befürchtung, dass der bibliothekarische Beruf angesichts dieser Mechanisierung an Bedeutung verlieren und in den Dienst einer Maschine gestellt werden könnte, sondern vor allem die Sorge vor einem viel weitreichenderem kulturellen Verlust.¹⁷¹

Indem Ebert gleich zu Beginn seines Buches erklärte, dass es ihm nicht um eine umfassende Lehre, sondern vielmehr um die Diskussion einer Methodik ginge, markierte er, dass die bibliothekarische Tätigkeit individuell erlernt werden müsse und nicht ohne Weiteres festzuschreiben sei.¹⁷² So verzichtete er z.B. bewusst darauf, vorzugeben, wie ein guter Katalog anzufertigen sei, sondern riet den Lernenden, sich stattdessen verschiedene bereits bestehende Kataloge vergleichend anzuschauen, um Muster in der Ordnung zu erkennen und daraufhin eigene Versuche durchzuführen.¹⁷³ Wenn Schrettingers Einrichtung als moderne Suchma-

168 Ebert (1820), S. 18–19.

169 Ebd., S. 7–8. Und weiter heißt es: »[...] gleich als bestehe die Bibliothekswissenschaft blos aus einer Einrichtungs- und nicht auch aus einer Verwaltungskunde«.

170 Ebd., S. 18–19.

171 In diesem Kontext betonte Ebert z.B. das unentbehrliche Gedächtnis des Bibliothekars und beklagte, dass »derjenige Bibliothekar, der immer nur seinen Katalog handhaben muss, um zu finden, was er sucht, [...] fürwahr ein sehr beklagenswerter Mann« sei (ebd., S. 15).

172 Vgl. ebd., S. 4.

173 Vgl. ebd., S. 20ff.

schine gelesen wird, dann erscheint Ebert als Kritiker, der sich für etablierte Kulturtchniken einsetzte und diese nicht ohne Weiteres an eine Maschine delegieren wollte. Die in Eberts *Bildung des Bibliothekars* verstreuten Überlegungen zu einer Methodik der Wissensorganisation bekommen vor diesem Hintergrund eine neue Brisanz. Denn sie ermöglichen es nachzuzeichnen, was das Suchen, Finden und Ordnen von Wissen für Ebert implizierte – und inwiefern diese Implikationen durch Schrettingers ›Suchmaschine‹ untergraben wurden.

Damit eine Ordnung auch für spätere Generationen noch gut durchsuchbar ist, stellte Ebert sechs Grundsätze auf. Doch diese erweisen sich nicht als klare Anweisungen, sondern eher als grobe Richtlinien: Die Aufstellungen sollen weder zu abstrakt noch zu individuell sein. Es solle weder zu viel noch zu wenig geordnet werden. Das Wissen könne zwar nach freien Kriterien eingeteilt werden, aber bloß nicht zu willkürlich.¹⁷⁴ Was bleibt ist ein Aushandlungsprozess, das Herantasten an einen Mittelweg, an eine Wissensorganisation als Kompromiss. Zudem wird an dieser Stelle deutlich, dass Ebert die Bibliothek weniger als einen Speicherort für gegenwärtige Informationsbedürfnisse, sondern vor allem als ein Archiv für die Zukunft betrachtete. Explizit führte Ebert aus, dass die »Thätigkeit des Bibliothekars [...] jetzt mehr der Nachwelt« angehöre: »Für die Nachwelt sammle er aus seiner und aus früherer Zeit, was er [...] des Sammelns werth hält, und für sie [...] ordne er, was er gesammelt hat.«¹⁷⁵ Als Archiv muss die Bibliothek hierbei den Zweck erfüllen, zukünftige Relevanz zu antizipieren. Und da eine derartige Beurteilung mitunter sehr schwierig ist, wird ein besonders behutsamer Umgang mit dem eingelagerten Wissen verlangt.¹⁷⁶

Eine ganz andere Konnotation bekommen in Eberts Darstellungen auch die Tätigkeiten des Suchens und Findens. Während Schrettinger ein funktionales Verhältnis annahm, verweigerte Ebert sich dieser Zuspitzung. In seinen Ausführungen wird die Suche zu einem unberechenbaren Unterfangen, das stets neue, unerwartete Funde befördern kann:

In der That bewähren sich im bibliothekarischen Kreise recht eigentlich die Worte: *Suchet, so werdet ihr finden.* Darum aber sey auch der Bibliothekar ein hundertäugiger Argus, spähe bald mit bald ohne Absicht (denn auch das absichtslose Suchen lehrt Treffliches finden) alle Theile seiner Bibliothek durch, und zeichne sich fleissig auf, was er von diesen Wanderungen mit zurück bringt. Ohne Ertrag wird er nie zurückkommen, die Bibliothek sey so klein, als sie wolle.¹⁷⁷

¹⁷⁴ Vgl. Ebert (1820), S. 26-31.

¹⁷⁵ Ebd., S. 8-9.

¹⁷⁶ Zu einem Archiv, das die Zukunft antizipiert, vgl. weiterführend (sowie im Hinblick auf die digitale Speicherung) die Überlegungen von Rothöhler (2018), insb. S. 101-106.

¹⁷⁷ Ebert (1820), S. 50-51.

Die Organisation von Wissen implizierte für Ebert weit mehr als einen raschen Zugriff auf Informationen. Dies wird besonders deutlich, wenn er darauf besteht, dass Bibliothekar_innen ihre Wirkungsstätten möglichst intensiv kennenlernen müssen. Sie sollten sich mit der Geschichte dieser Einrichtung und sogar mit längst ausrangierten Katalogen befassen – und zwar nicht, um sich ein perfektes Wissen anzueignen, sondern vielmehr, um etwas zu erlangen, das Ebert mit Vertrauen und Stabilität verband:

Nur so erlangt der Bibliothekar die wahre rechte Vertrautheit mit seiner Anstalt und lernt sich in ihr heimisch fühlen; nur so erwirbt er sich ein echtes und ihn nie verlassendes Localgedächtniss und eine Menge einzelner Notizen [...]; nur so verwahrt er sich endlich am sichersten vor der ungestümen Aenderungs- und Neuerungssucht welche, wenn irgendwo, so gewiss auf Bibliotheken am allernachtheiligsten ist.¹⁷⁸

Das Zurechtfinden, für das Ebert an diesen Stellen wirbt, verweist nicht etwa auf einen schnellen Zugriff, sondern auf ein Bedürfnis nach kulturellen Praktiken, die einen spezifischen Bezug zur Welt und zum Wissen markieren – Praktiken, die nicht ohne Weiteres an eine Maschine delegiert werden können. Eben diese Perspektive kann als Öffnung hin zu einer anderen – in Bezug auf das rational-technische Wissensdispositiv der Moderne – heterogenen Wissensorganisation gelesen werden. Ich möchte versuchen, sie noch etwas stärker zu pointieren: Ebert dachte die Bibliothek nicht als ein rationalisierbares System, sondern vielmehr als einen singulär-pluralen Zusammenhang. Er verwies auf Kulturtechniken, die verkörpert und situiert waren und nicht mechanisiert und vereinheitlicht werden konnten. Er plädierte in diesem Sinne für Demut, Zurücknahme, Gelassenheit.

In Anlehnung an Isabelle Stengers möchte ich von einer ›Ökologie der Praktiken‹ sprechen.¹⁷⁹ Stengers definiert kulturelle Praktiken als Relationen zwischen ›Zugehörigkeit‹ und ›Werden‹. Das Denken und Handeln verortet sie dabei in einer Umgebung, einem Habitat. Dieses müsse dem Menschen einerseits vertraut sein, solle andererseits aber stets offen bleiben für Entwicklungsprozesse und Veränderungen. Stengers grenzt ihr Idee der ökologischen Praktiken damit von funktionalen Instrumenten und von starren Systemen ab. Ausgehend von vielfältigen

178 Ebd., S. 42-43.

179 Vgl. Stengers, Isabelle (2005): Introductory notes on an ecology of practices. In: *culturalstudiesreview, Volume 11, Number 1, March 2005*, S. 183-196. Vgl. auch die daran anknüpfende Interpretation von Deuber-Mankowsky (2018).

Relationen werden in ihrer Theorie sowohl Formen der Anpassung als auch Formen des Widerstands möglich.¹⁸⁰

Ich glaube, es kann davon ausgegangen werden, dass Eberts Position Züge eines solchen Praxisbegriffs trägt. Insbesondere wenn er die Bibliothekar_innen als das »Organ zwischen Vor- und Nachwelt« bezeichnet.¹⁸¹ Im Hinblick auf die bereits angesprochene archivarische Fokussierung schreibt Ebert in diesem Zusammenhang:

[Der Bibliothekar ist] von Amtswegen verpflichtet, Alles beizubehalten, Alles zu bewahren, die widerstreitendsten, von ihren eignen Facultäten aufgegebenen Kräfte zu ordnen und zu vereinigen, und Alles mit gleicher Achtung und Liebe zu hegen und zu pflegen.¹⁸²

Als eine verkörperte und situierte Gedächtnispraxis hatte die bibliothekarische Tätigkeit für Ebert ihren besonderen Wert.¹⁸³ Sie sollte gewissermaßen in der Lage sein, Ambivalenzen auszuhalten, verschiedene, teils miteinander inkompatible Wissensarten zu konservieren und für das ›Werden des Denkens‹ einen Ort zu schaffen. Gegenüber dem rational-abstrahierenden System von Schrettingers ›Suchmaschine‹ bestand Ebert auf eine organische – an die singuläre sinnliche Welterfahrung gebundene – Praxis. Als ökologische Praktiken innerhalb heterogener Gefüge weisen das Suchen und das Finden in dieser Lesart über die rational-ordnende Wissensorganisation hinaus. Mehr noch: Ein derartiger Umgang mit Wissen macht fraglich, was ›Organisation‹ überhaupt heißt.¹⁸⁴

Das Wissensverständnis von Ebert war *strukturell* inkompatibel mit der funktionalen Katalogisierung von Schrettinger. Ebert stand dessen Visionen mit Skepsis und Sorge gegenüber, da er sich im Gegensatz zu Schrettinger der Vorstellung eines nicht mechanischen, sondern lebendigen bibliothekarischen Wirkens verschrieb. Diese beiden Positionen sind heute noch virulent. Suchmaschinen, so wird hier abschließend diskutiert, können ausgehend von ihrem Versprechen, ein schnelles

¹⁸⁰ Vgl. Stengers (2005), insb. S. 191-196. Zur Theorie eines ›ökologischen Denkens‹ in den Kulturwissenschaften vgl. weiterführend: Hörl, Erich/Burton, James (Hg.) (2017): *General Ecology: The New Ecological Paradigm*. London u.a.: Bloomsbury Academic.

¹⁸¹ Ebert (1820), S. 10.

¹⁸² Ebd., S. 6.

¹⁸³ Auf das Erinnern wird später im sechsten Kapitel dieser Arbeit noch eingegangen, vgl. hierzu u.a. Assmann, Aleida (1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C.H. Beck.

¹⁸⁴ Weiterzudenken wären diese ›Fluchtrouten‹ über die rationale Wissensorganisation hinaus möglicherweise mit Deleuzes und Guattaris Denkfigur des ›organlosen Körpers‹, vgl. Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1997): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve, insb. S. 205-228. Vgl. weiterführend auch den Sammelband Balke/Vogl (1996).

Finden zu befördern, nicht nur als Bedürfnisbefriedigungs-, sondern ebenso als Enteignungsmaschinen wahrgenommen werden.

4.5 Suchmaschinen als Enteignungsmaschinen

Rund 100 Jahre nach dem Erscheinen von Schrettingers *Handbuch* beschrieb Karl Löffler zu Beginn seiner *Einführung in die Katalogkunde* (1935), wie Wissensdurstige ratlos im Katalogsaal stehen, unfähig, sich in den Beständen einer Bibliothek zurechtzufinden. Der Inhalt der Kataloge wirke auf manche wie »eine Geheimwissenschaft, die nicht dazu verhilft, das zu finden, was man sucht«.¹⁸⁵ Das Portal zum Wissen bliebe geschlossen, wenn die Suchenden ihre Anfragen nicht stellen könnten, wenn sie keine Ahnung hätten, wie die ›Suchmaschine‹ funktioniere: »Und so ist es dann doch wieder wie in früheren Zeiten, wo die Schätze der Bibliothek nur den Bevorzugten zu gehören schienen.«¹⁸⁶

Löffler beschwore diese frustrierende Vorstellung jedoch nur herauf, um sich von ihr abzugrenzen. Denn für ihn war es längst eine etablierte Selbstverständlichkeit, dass eine Bibliothek den Leser_innen über Kataloge zugänglich gemacht werden sollte. Die Kompetenz, sich im Katalogsystem zurechtzufinden, war für ihn eben kein Geheimwissen mehr, sondern vielmehr Gegenstand seines Buches. Mit der ›Suchmaschine‹, die Löffler beschrieb, sollten die Menschen in diesem Sinne möglichst autonom umgehen können. Die Logik der Kataloge war jedoch weder selbsterklärend, noch passte sie sich reibungslos an die Suchenden an. Die Suchenden mussten vielmehr lernen, die Funktionsweise des Systems zu verstehen und für ihre Zwecke zu verwenden. Denn obwohl die Katalogisierung äußerst hilfreich war, konnte damit längst nicht jede beliebige Anfrage beantwortet werden:

Wenn eine Bibliotheksbesucherin das Buch wünscht, das ihr 70jähriger Onkel in seiner Jugend gelesen habe und auf dessen drittletzter Seite der Vers stehe ›Es ziehen die Wolken, Lotte, Lotte‹, so wird auch der wundervollste Katalog und sein hilfreichster Dolmetsch hier versagen müssen.¹⁸⁷

Löfflers *Katalogkunde* zeugt von zweierlei: einerseits von dem Siegeszug einer Katalogisierung, die sich an den funktionalen Interessen eines reibungslosen Findens orientiert, und andererseits von einem reflexiven Umgang mit eben dieser Einrichtung, mit ihren Vorzügen und ihren Grenzen. Martin Schrettinger taucht hier nur noch als historische Randnotiz auf, als bedeutender Vorkämpfer aus einer vergan-

¹⁸⁵ Löffler, Karl (1935): *Einführung in die Katalogkunde*. Leipzig: Karl W. Hiersemann, S. 1.

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Ebd.

genen Zeit.¹⁸⁸ Der Konflikt zwischen ihm und Ebert scheint längst überwunden. Jedoch dämmerten zu Löfflers Zeiten bereits die nächsten großen technologischen Veränderungen, die die Bibliothekswissenschaft in den kommenden Jahrzehnten einmal mehr tiefgreifend verändern sollten.

Sieben Jahrzehnte später, im Jahr 2005, erscheint eine neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage von Löfflers mittlerweile längst überholter *Katalogkunde*. Die Herausgeber Umstätter und Wagner-Döbler markieren darin gleich zu Beginn die Differenz zum Original, indem sie auf den Anspruch verweisen, dass digitale Kataloge einen reibungslosen Zugang zum Wissen ermöglichen sollen:

Bibliotheksbenutzer wollen und müssen möglichst schnell und einfach zu den benötigten Informationen gelangen. [...] Darum müssen sie bei einfachen Fragestellungen über Portale, Gateways oder andere Angebote unterstützt werden. [...] Heute wirken Erfahrungen im Umgang mit Informationsressourcen des Internet prägend: Öffentlich zugängliche Bibliothekskataloge [...] sollen möglichst so einfach zu bedienen sein wie [Web-]Suchmaschinen, deren Wirkungsweise dem Nutzer freilich weitgehend unbekannt ist: es zählen praktische Erfahrungen im Umgang mit ihnen.¹⁸⁹

War es im Jahr 1935 noch nötig, sich in den Aufbau von Katalogen einzuarbeiten, dominieren sieben Jahrzehnte später benutzerfreundliche Interfaces, die selbsterklärend sein sollen, um die Suchenden zu entlasten. Die Komplexität verschwindet hinter einer glatten Oberfläche, hinter einem Design, das viel eleganter ist, als jeder Katalog, den Schrettinger sich hätte ausdenken können. Theo Röhle spricht in Bezug auf Google sogar von einer »Transparenzillusion«, die einen unvermittelten Informationszugriff suggeriere und die Komplexität der Wissensorganisation bewusst verschleiere.¹⁹⁰ Die Operation des Findens wird indessen vollständig an Maschinen delegiert, die im Idealfall selbst aus absurd anmutenden Anfragen Sinn generieren können. Die Herausgeber der aktuellen Fassung der *Katalogkunde* zelebrieren diese technische Überlegenheit, indem sie Löfflers Beispiel von der naiven Bibliotheksbesucherin aufgreifen und erklären, dass es heute keine Schwierigkeit mehr sei, die Quelle des gesuchten Zitates »im Internet gezielt aufzufinden, wenn dieses Buch dort im Volltext zugänglich ist«.¹⁹¹

Es ließe sich noch ergänzen, dass es mit Hilfe einer Spracherkennungssoftware sogar ausreichend wäre, das Zitat laut auszusprechen, um das gewünschte Werk als digitale Kopie zu erhalten. Und dies natürlich, ohne eine Bibliothek überhaupt

188 Vgl. ebd., S. 23. Weitere kurze Erwähnungen findet Schrettinger ebd., S. 39 sowie ebd., S. 107.

189 Umstätter/Wagner-Döbler (2005), S. 5.

190 Röhle (2010), S. 165.

191 Umstätter/Wagner-Döbler (2005), S. 7. Welche Auswirkungen die digitale Volltextsuche für die Wissenschaft hat, wird u.a. diskutiert in Putnam (2016).

zu betreten. Um an die Schätze des Wissens zu gelangen, reichen heute ein mobiles Endgerät und eine Internetverbindung. Umstätter und Wagner-Döbbler verwiesen bereits 2005 darauf, dass die technische Entwicklung hin zu einer »vollautomatischen Bibliothek« tendiere, »die den Endnutzer mit immer mehr Rechenleistung, bis hin zur Künstlichen Intelligenz und zur Robotik in seiner selbstständigen Arbeit unterstützt«.¹⁹²

Dem Katalogsystem wird hier eine historisch beispiellose Autonomie zuerkannt. Es wird zu einem eigenständig operierenden Hilfsmittel, dessen Funktionsweise kaum noch zu verstehen ist.¹⁹³ Diese Autonomie impliziert zugleich eine weitreichende Handlungsmacht und verschärft die Gefahren des Ausschlusses und der Manipulation. Dennoch wird sie als notwendig begriffen, um die Flexibilität des Informationszugriffs zu perfektionieren. Und so scheint sich Schrettingers Vision zu erfüllen: Im 21. Jahrhundert werden die Bedürfnisse der Suchenden schnell und vollständig befriedigt.

Dass diese technische Zuspitzung mit Kritik einhergeht, ist der Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit. Aus der Fülle der wissenschaftlichen Debatten zur digitalisierten Wissensorganisation wird zum Abschluss dieses Kapitels exemplarisch eine bibliothekswissenschaftliche Perspektive aus dem Jahr 2009 angeführt.¹⁹⁴ Diese stammt von dem hier bereits häufiger zitierten Uwe Jochum, der sich seit den 1990er Jahren intensiv mit der Geschichte der deutschen Bibliotheken beschäftigt. In seinen Analysen kritisiert Jochum die von Ebert beeinflusste Bibliothekswissenschaft des 19. Jahrhunderts, die »lieber beim Ganz Anderen Zuflucht suchte«, anstatt sich den neuen technischen Innovationen der modernen Wissensorganisation zu stellen.¹⁹⁵ Doch wird in dem folgenden Aufsatz von Jochum deutlich, dass dieser selbst große Vorbehalte gegen die digitalisierte Wissensorganisation im weltweiten Netz hegt – und dass seine diesbezüglichen Vorwürfe jenen, die Ebert gegen Schrettinger ins Feld führte, strukturell gar nicht so unähnlich sind. *Das Internet als Enteignungsmaschine* lautet passenderweise der Titel von einem Aufsatz, in dem Jochum seine Kritik an der vernetzten Wissensorganisation besonders pointiert formuliert. In diesem befürchtet Jochum nicht nur einen weitreichenden

192 Umstätter/Wagner-Döbler (2005), S. 5.

193 Vgl. auch Krajewski (2010), S. 202, mit seinem Hinweis darauf, dass ein digitaler OPAC (Online Public Access Catalog), der heute zum Standardangebot der meisten Bibliotheken gehört, »opak« bleibt.

194 Vgl. Jochum, Uwe (2009): *Das Internet als Enteignungsmaschine*. In: Hellfaijer, Detlev/Schmidt-Glintzer, Helwig/Schmitz, Wolfgang (Hg.): *Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für Werner Arnold*. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 457–471. Eine Auseinandersetzung mit der Thematik findet sich auch in der folgenden Monografie: Jochum, Uwe (2003): *Kritik der Neuen Medien. Ein eschatologischer Essay*. München: Wilhelm Fink.

195 Jochum (1991), S. 9.

Verlust von Wissen, sondern insbesondere den Verzicht auf selbstbestimmte kulturelle Praktiken.

In Bezug auf den ersten Aspekt beschreibt Jochum das Internet als »Furie des Verschwindens« und erklärt damit den Verlust von Wissen zum unausweichlichen Effekt der digitalen Speicherung.¹⁹⁶ Zunächst würden ältere, nicht digitalisierte Medien in Vergessenheit geraten. Denn angesichts der Masse des Überlieferten sei es unmöglich, sämtliche Inhalte ins neue, vernetzte Dasein zu überführen. Die analog gespeicherten Texte, Bilder und übrigen Dokumente müssten folglich verschiedenen Relevanzkriterien unterworfen werden, die darüber entscheiden, ob sich eine digitale Speicherung überhaupt lohne.¹⁹⁷ Und so sei damit zu rechnen, dass in den kommenden Jahren »die überwiegende Masse des analog Gespeicherten« aus den »Mechanismen der Aufmerksamkeit« herausfalle, »stillschweigend beseitigt« oder aber »den natürlichen Verrottungsprozessen überlassen« werde.¹⁹⁸

Ferner sei im Hinblick auf die digitalisierten Inhalte mit Übertragungs-, Speicher-, Kompatibilitäts- und Leseproblemen zu rechnen, sodass auch dort »am Ende kein unendlicher Informationsgewinn stehen wird, sondern ein unendlicher Informationsverlust«.¹⁹⁹ Und von dem dann noch abrufbaren Rest würde zudem noch jenes Wissen verschwinden, »das nicht über Suchmaschinen indexiert wurde«.²⁰⁰ Auch hier fokussiert Jochum sich zunächst auf die technischen Begebenheiten, die allein schon ausreichend erscheinen, um den Verlust von Wissen zu beschleunigen. Denn alle digitalen Suchmaschinen würden letztlich »nur mit Zeichenketten operieren, deren Bezug zu einem bestimmten Inhalt lediglich statistisch errechnet wird und obendrein bei zunehmender Komplexität des Themas rapide abnimmt«.²⁰¹ So würden die Algorithmen dafür sorgen, dass die Suchenden, je präziser sie zu suchen glauben, »mit desto höherer Wahrscheinlichkeit nichts oder das Falsche finden«.²⁰²

Neben diesem technisch bedingten Verlust verweist Jochum aber insbesondere auf eine Reihe von Effekten, die den kulturellen Umgang mit Wissen verändern würden. So befürchtet er, dass in den digitalen Archiven, in denen Aktualität und Relevanz von besonderer Bedeutung seien, »die Quellen- und Materialtiefe des kulturellen Gedächtnisses gelöscht« werde.²⁰³ Des Weiteren verweist Jochum auf die im Internet anzutreffenden, ökonomischen Monopolstellungen von großen Technologie-Konzernen aus reichen Industrieländern und die damit verbundenen

¹⁹⁶ Vgl. Jochum (2009), S. 461.

¹⁹⁷ Vgl. ebd., S. 461-463.

¹⁹⁸ Ebd., S. 462.

¹⁹⁹ Ebd., S. 463.

²⁰⁰ Ebd., S. 461.

²⁰¹ Ebd., S. 463.

²⁰² Ebd.

²⁰³ Ebd., S. 465.

sozialen und kulturellen Ungleichheiten. Die dominanten ›Player‹ würden in erster Linie ihre eigenen monetären und politischen Interessen und in Bezug auf die Archivierung von Wissen ihr spezifisches kulturelles Erbe verteidigen. In diesem Sinne sei das Internet als Wissensarchiv kein »Vehikel zur Bereitstellung globaler Fülle«, sondern vielmehr eines, das kulturelle Vielfalt beseitige und zu einer zunehmenden Homogenisierung der Welt beitrage.²⁰⁴ Und schließlich, so der Abschluss von Jochums kleinem Essay, raube das Internet dem Menschen auch noch den weltlichen und leiblichen Erfahrungsraum, indem es das Denken, Handeln und Kommunizieren in einen virtuellen Raum verlege: »Das aber kostet uns am Ende die Welt, in der wir leben. Mehr kann man uns nicht nehmen.«²⁰⁵ Und so erweise sich das große Versprechen der digitalen Vernetzung, »allen Menschen alles an allen Orten und zu jeder Zeit zur Verfügung« zu stellen, als eine »totale Enteignung«.²⁰⁶

Die diesem Kapitel vorangestellte These war, dass in dem Konflikt zwischen Schrettinger und Ebert Probleme insistieren, die sich auch in den Debatten rund um Web-Suchmaschinen nachweisen lassen. Diese These kann mit Jochums Verdacht, dass sich die digitalen Technologien als entmündigende und enteignende Maschinen entlarven, eindrucksvoll belegt werden. Denn diese Befürchtung impliziert nicht nur einen Verlust von Wissen, sondern vor allem das Entgleiten eines bestimmten Weltbezugs. Eben dieser Verlust von kulturellen – oder in meiner Lesart ökologischen – Praktiken erwies sich auch in Eberts Kritik als zentraler Antrieb.

Martin Schrettinger begegnete den Anforderungen seiner Zeit, indem er eine Bibliothekseinrichtung ersann, die keine bestimmte Weltsicht abbilden, sondern die als ›funktionale Suchmaschine‹ verschiedene literarische Bedürfnisse befriedigen sollte.²⁰⁷ Dabei ließ er sich von der Vision leiten, dass es rational möglich sein müsse, ein System zu erschaffen, das ein schnelles und vollständiges Finden garantiert. Schrettinger betrachtete die Bibliothek in diesem Kontext als eine Bedürfnisbefriedigungsmaschine, die Angebot und Nachfrage zusammenführen und dem Menschen ein lästiges und langwieriges Suchen ersparen sollte. Die durchgeführte Analyse hat jedoch auch gezeigt, dass sein ausgeklügeltes Regelwerk zwangsläufig Ausschlüsse produzieren musste. Ganz ähnlich wie heute die Algorithmen von Web-Suchmaschinen, denen Kontrolle, Manipulation und sogar Rassismus vorgeworfen werden, konnte auch Schrettingers Einrichtungsmethode sowohl das *Was* als auch das *Wie* der Wissenssuche maßgeblich bestimmen. Vor

²⁰⁴ Ebd., S. 460.

²⁰⁵ Ebd., S. 469. Bei diesem Zitat handelt es sich um den Abschluss des Aufsatzes.

²⁰⁶ Ebd., S. 458-459.

²⁰⁷ Jeffrey Garrett (1999), zieht daraus den folgenden Schluss: »From an epistemological standpoint, our situation today was largely prefigured then, nearly two hundred years ago in Munich, and the library that was created then lives with us still« (ebd., S. 120).

diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass er kontroverse Debatten unter seinen Zeitgenoss_innen provozierte.

Die analysierten Vorbehalte seines Kritikers Friedrich Ebert zeugen von einer tiefen Skepsis gegenüber den womöglich irreversiblen Verlusten, die Schrettingers Bibliothekseinrichtung befördern konnte. Es wurde aufgezeigt, inwiefern Ebert die Wissensorganisation als ein Set kultureller Praktiken verstand, die verkörpert, geteilt und tradiert werden sollten. Die Operationen des Suchens und Findens verfolgen dabei unterschiedliche Anliegen und entziehen sich mitunter einer eindeutigen Programmierung. Ebert beschrieb die Suche als eine Tätigkeit, die ins Offene zielen, Zufälle, glückliche Fügungen und neue Einsichten provozieren kann, während das Finden für ihn vor allem auf Vertrauen und Beständigkeit verwies. Er hielt an solchen Ambivalenzen fest und erklärte sie zur wesentlichen Grundlage der Wissensorganisation sowie des kulturellen Bewahrens und Erinnerns. Das Aus-handeln dieser Ambivalenzen begriff er als zentrale Aufgabe der bibliothekarischen Praxis. Infolgedessen geriet Ebert in Konflikt mit Schrettingers funktionalem Regelwerk. Denn wenn die Organisation von Wissen kompromisslosen Anweisungen folgt, dann droht deren Komplexität verloren zu gehen. Und so sprach Ebert sich vehement dagegen aus, die Suche nach Wissen auf ein schnelles Finden zu reduzieren und an eine Maschine zu delegieren.

Aus einer gegenwärtigen Perspektive lässt sich Schrettinger als Informatiker denken, der eine neue Suchmaschine für eine unübersichtlich gewordene Welt programmieren wollte und Ebert als Kritiker, der die Enteignung von menschlichen Praktiken der Wissensorganisation befürchtete. Denn Suchmaschinen konnten auch im 19. Jahrhundert schon festlegen, *wie* gesucht und *was* gefunden wird. Sie sind damals wie heute nicht nur Bedürfnisbefriedigungs-, sondern, wie Jochum kritisiert, ebenso potenzielle Enteignungsmaschinen. Zentrale Konflikte der Wissensorganisation werden sich angesichts dieser Problematik immer wieder an den Fragen entzünden, was bewahrt werden muss, was geopfert werden kann und welche kulturellen Vorzüge und Verluste sich hieraus ergeben.

Es war das Ziel des Kapitels, ausgehend von Schrettingers Einrichtungsmethode einige historische Aspekte dieses Konflikts zu beleuchten und auf die digitale Gegenwart zu projizieren. Eine wichtige Erkenntnis ist die Folgende: Wer Wissen neu ordnet, bewahrt nicht nur, sondern zerstört zugleich und ist infolgedessen gezwungen, sich mit den Konsequenzen zu beschäftigen. Und wer sich bei der Suche nach Wissen einem helfenden System anvertraut, kann nicht nur schnell und vollständig finden, sondern immer auch enteignet werden.